Die fromme Wittwe

Bd.: 2.

1889

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16 Maximiliansplatz 16.



Die fromme Wittwe.

Roman

von

Karl von Perfall.

II. Band.

Düsseldorf
Verlag von Felix Bagel.
[1889]

I.

Der Winter war zur vollen Stärke gediehen. Schwere Schneemassen lagen auf den Dächern und knarrten und knirschten unter dem Tritte der Füße, unter dem Gewichte ächzend sich fortbewegender Wagenräder. In blendender Weiße ragten die Kirchthürme gegen den klaren, blauen Himmel, lange Eiskrystalle wuchsen aller Orten. Der Strom trug eine festgefrorene Decke zur Freude des darauf sich tummelnden jungen Volkes. So eilig der schlüpfrige Weg es gestattete, ging in wärmender Kleidung, dicht vermummt, Jedermann seinen Geschäften nach, und der „Hundekälte" galt das erste Wort, das mit dampfendem Munde Jeder sprach, der in eine befreundete Stube oder in die Stammkneipe eintrat. Frau Bertha war zum Nachmittagsgebete in den Dom gegangen. Im stillen Winkel einer Seitenkapelle kniete sie vor dem Flügelaltare. Unweit davon, wenn sie seitlich blickte ihr noch sichtbar, stand ein berühmtes steinernes Bildwerk, eine Piëtà: die heilige Mutter hielt des Heilandes hageren, starren Leichnam im Schoße, den Blick des von einem Kopftuche, wie von einer großen Kapuze umrahmten Gesichtes in jammervollem Schmerze nach oben gerichtet. Ueber der Gruppe schwebte ein kleines Lichtchen in rother Ampel; eine nicht gerade ästhetisch denkende fromme Seele hatte in die eine steinerne Hand der Schmerzensmutter

ein Sträußchen papierner rother und weißer Rosen geklemmt. Die kalten Riesenhallen waren leer und todesstill. Da hörte Bertha schlürfende Schritte. Es war ein Weib mit verblichenem grauen Shawltuche über dem Kopf, zwei frostzitternde, in abgeschabte, zu kurze und zu enge Kleider gehüllte Kinder, ein Knabe von etwa sieben Jahren und ein Mädchen in annähernd gleichem Alter, an ihrer Seite. Eng drückten sich die Kinder an die Mutter, die, wie schützend, ihre Arme um die Nacken der Kleinen gelegt hatte.

Vor der Piëtà machten sie Halt und knieten nieder. Bertha konnte das Profil der Frau sehen, die noch nicht alt und auch durchaus nicht häßlich war; aber Noth und Gram mochten die hageren Züge der weiblichen Weichheit beraubt und die zartere Modellirung in knochige Schärfe verwandelt haben, während die Kälte der Gesichtsfarbe ein unschönes Farbenspiel von gelblicher Bläße mit violetten Tönen verlieh. Das Weib faltete die Hände, und Bertha sah, wie ihre Lippen, das Weinen verhaltend, zuckten und das Auge sich auf das steinerne Schmerzensgesicht mit flehentlichem Ausdruck heftete. Das kleine Mädchen ahmte die Mutter nach, sich nahe an dieselbe haltend, der Knabe kauerte auf dem Fußboden und schmiegte sich enger an die Mutter, als wollte er sich unter das wärmende Shawltuch verkriechen. Zuweilen zuckte er mit den Beinen, und ein fröstelndes Zittern durchlief den kleinen Körper. Aber auch die gefalteten Hände der Mutter zitterten, und das Schwesterchen bewegte sich unruhig auf seinen Knieen und zog die Schultern an den Kopf.

Bertha war in ihrer Andacht gestört; ihr Blick blieb an der Gruppe haften. Sie sah ja zuweilen vor und in den

Kirchen zerlumptes Bettelvolk herumkauern; aber aus dieser Mutter mit ihren Kindern sprach zu ihr das menschliche Elend eine ganz besonders herzergreifende Sprache, wozu freilich die Gegenüberstellung der Piëtà noch steigernd wirkte. Es lag ein rührend stimmungsvoller Zauber in dem Anblicke dieser, das menschliche Elend verkörpernden Familie vor dem steinernen Abbilde der großen christlichen Tragödie. Wie eine Zwiesprache, in welcher der Stein Leben bekomme, erschien es Bertha.

„Du kennst, was es um Mutterleid ist. Hilf mir in meinem Jammer!" betete das arme Weib.

„Ob ich es kenne!" erwiderte das steinerne Schmerzensbild. „Vereine deine Klagen mit mir. Ich bin die Führerin aller betrübten Mütter. Durch das All, durch die Himmelsräume klingt er welterschütternd, unser Klagegesang; denn Mutterleid ist höchstes Leid!"

„Ja," sagte das arme Weib, „dein Anblick ist mir der einzige Trost in meinem Jammer, denn vor dir fühle ich, daß ich nicht allein unglücklich bin, daß dem Elenden immer noch eine Gemeinschaft der Thränen bleibt. Aber dein Sohn, den du in den Armen hältst, ist todt, meine Kinder leben und hungern und frieren, und des eigenen Schoßes Kinder leiden sehen und nicht helfen können, das ist ein Schmerz, der das Mutterherz zerreißt. Da kann nicht die Klage helfen, da ist die Thräne zwecklos; Hülfe, Hülfe ist's, wonach ich schreie!"

„Auch ich habe nach Hülfe geschrieen mit blutendem Mutterherzen und sie haben ihn doch ans Kreuz geschlagen, und ich habe ihn doch unter Qualen sterben sehen."

„Dein Sohn war ein starker Mann, er litt und starb wohl wissend warum und wozu. Meine Kinder sind wehrlose Würmchen, die das Elend trotz alles Sträubens zertritt.“

Bertha hörte sie eifern, die beiden Mütter, welche von ihnen den größeren Schmerz erdulde. Da brach durch eines der farbigen Glasfenster der helle Schimmer der Nachmittagssonne, bunt flimmernd schoß ein sich nach unten verbreitender Strahl von der Fensterhöhe über die Gruppe hinweg, warf auf die Scheitel der Kinder und auf das graue Tuch der Mutter zuckende Lichter und ließ das Antlitz des todten Erlösers in rosig und bläulich schimmerndem Glanze aufleuchten. Der Knabe wandte sich um und folgte mit kindlichem Staunen dem Wege des Sonnenstrahles bis zu der prunkenden Farbenpracht der bunten Heiligen im hochragenden Spitzbogenfenster. Dann guckte er nach dem nächsten Fenster und dabei stieß sein Auge auf Bertha's Gestalt. Sie hatte das Gesicht ihm zugekehrt und lächelte ihn mit freundlichem Mitleid an. Er begaffte sie mit blöder Miene. Seine Mutter nahm indessen seine veränderte Haltung wahr und lenkte den Blick nach gleicher Richtung. Bertha sah erst jetzt des Weibes ganzes Antlitz, in welchem der Gram tiefe Spuren gezeichnet und dessen Augen von vielem Weinen sprachen. Rasch wandte die Frau den Blick, und als fühlte sie sich gestört, zerrte sie die Kinder an den Kleidern und stand auf. Bertha verneigte sich vor dem Altare, machte das Kreuzeszeichen und folgte kaum hörbaren Schrittes der Unglücklichen und ihren mit von Kälte steifen Füßen dahinschlürfenden Kindern. Dort, wo das Seitenschiff gegen das Eingangsthor mündete und dämmeriges Halbdunkel zwischen riesigen Säulenbündeln und

steil aufragendem grauen Mauerwerke unter dem finsteren Gewölbe herrschte, holte sie die Gruppe ein.

Das Weib blieb stehen und drückte sich mit den Seinigen scheu an die Wand, so daß sie nur eine undeutliche schwarze Masse bildeten, die aber noch in den Umrissen erkennbar war.

Bertha blieb stehen.

„Sie leiden Noth, liebe Frau?" fragte sie in gedämpftem Tone.

„Ja!" kam es kaum hörbar von den Lippen des Weibes.

„Lebt Ihr Mann noch?"

„Ja, er ist krank und wir sind fremd hier," erwiderte die Frau in einer die Norddeutsche kennzeichnenden Sprechweise.

„Wie heißen und wo wohnen Sie?"

Die Frau stockte zweifelnd, ehe sie den Namen Erkrath und ein Seitengäßchen der Lederergasse nannte. Zugleich brach sie in heftiges Weinen aus. Die Kinder sahen verwundert zu ihr auf und klammerten sich noch fester an sie.

„Was fehlt Ihrem Manne?" fragte Bertha.

„Er hatte früher den Gelenkrheumatismus, und das ist jetzt wiedergekehrt!" lautete die Antwort.

„Was hat er für einen Beruf?"

Die Frau stockte wieder. Dann sagte sie ganz leise und kaum verständlich:

„Er war Buchhalter!" Sie weinte dabei noch heftiger.

„Buchhalter?" wiederholte Bertha etwas erstaunt. Dann setzte sie im Tone einer hastigen Entschlossenheit hinzu:

„Ich will mit Ihrem Manne sprechen. Kommen Sie, ich gehe gleich mit Ihnen."

Frau Erkrath war so überrascht, daß sie keine Bewegung machte, der Aufforderung zu gehorchen.

Erst als Bertha mit einem leichten Anfluge von Mißtrauen sagte:

„Wollen Sie das nicht?"

ergriff sie hastig deren Hand und stammelte schluchzend:

„Ich danke! Ich danke!"

Aus dem Dome ins Freie gelangt, stellte Bertha einige freundliche Fragen an das kleine Mädchen, das dieselben mit scheuer Verwunderung in der Sprechweise der Mutter beantwortete. Der Junge, der nach der Mutter Aussage schwächlich war und kränkelte, hielt sich immerfort ängstlich an diese geschmiegt. Verwundert sahen die Leute der Gruppe nach, welche, den Domplatz überschreitend, einer engen, dunklen Quergasse zuschritt. Manche erkannten trotz des dichten braunen Schleiers Frau Wester an Gestalt und Kleidung, schüttelten den Kopf oder spöttelten über die „neue Narrheit". Nicht Wenige aber sahen mit nachdenklicher Rührung auf die in einen langen Umhängepelz mit breitem Kragen gehüllte, verschleierte Gestalt, wie sie, in ihrem Gange und in den gelegentlich sichtbar werdenden kleinen Füßchen die feine Dame verrathend, neben den Jammergestalten des Elends ruhig und unbekümmert um die Gaffer einherschritt. In der engen Gasse, die nur für zwei nebeneinander gehende Menschen Raum bot, mußte erst der Junge mit einiger Mühe dazu beredet werden, daß er von der Mutter abließ und mit dem Schwesterchen vorausschritt. Dann erfuhr Bertha, zugleich lauschend und mit vorsichtigem Schritte des mit glattem, hartem Schnee bedeckten und dabei holprigen Weges achtend, das Schicksal der Familie Erkrath. Sie stammte aus Preußen. Der Mann war in Magdeburg Buchhalter gewesen mit gutem Auskommen, als er in den durch selt-

same Nebenumstände sehr dringlichen Verdacht der Unterschlagung einer bedeutenden Geldsumme kam. Er wurde in Untersuchungshaft genommen. Die Familie zehrte nicht nur die kleinen Ersparnisse auf, sondern machte auch Schulden bis zu dem Tage der Gerichtsverhandlung, an welchem Erkrath wegen mangelnder Beweise freigesprochen wurde, ohne aber seine Unschuld völlig klargestellt zu haben. Der Verdacht ruhte nach wie vor auf ihm, und er hatte sich noch besonders dadurch geschadet, daß er bei seiner Vertheidigung eine gegen den Sohn seines angesehenen Prinzipals gerichtete Muthmaßung aussprach. Der junge Mann war zwar als leichtsinnig bekannt, genoß aber gleichwohl die allgemeine Achtung und erfreute sich vieler Bekanntschaften und Freundschaften. Nicht nur in der Stadt Magdeburg, sondern auch im weiten Umkreise derselben war für Erkrath keine Stellung mehr zu finden. Die Schulden wuchsen indessen so an, daß schließlich die ganze Familienhabe der Pfändung unterlag. Die Unglücklichen wendeten sich nach Berlin, wo sie eine Weile auf die verschiedenste, aber immer kümmerliche und nur mit dem Tage rechnende Weise den Kampf ums Dasein führten, bis endlich ein anscheinend glücklicher Zufall eine gute Stellung an ihrem jetzigen Aufenthaltsort bot. Mit Mühe hatten sie die Reisemittel aufgebracht und athmeten befreit auf, als sich Alles zum Besten anließ. Da führte der Zufall in das Geschäft, in welchem Erkrath Stellung gefunden hatte, einen Reisenden, der ihn flüchtig kannte und von den Magdeburger Vorgängen unterrichtet war. Aus unüberlegter Schwatzhaftigkeit oder in der Meinung, Erkrath's neuem Chef einen Dienst zu erweisen, erzählte er diesem die Sache und zwar im ungünstigsten Lichte. Erkrath

erhielt sofort seine Kündigung. In der kleinen Stadt vermochte er weniger noch als anderswo neue Stellung zu finden, und zugleich erneute sich ein altes rheumatisches Uebel. Das Elend begann wiederum und schlimmer als je. Die unentgeltliche Aufnahme in das Krankenhaus wurde verweigert, weil es sich um ein chronisches Leiden handelte, die Unterstützungskasse der Kaufleute konnte nur das satzungsgemäße Krankengeld für vierzehn Tage bieten. Erkrath's Arbeitsunfähigkeit dauerte jedoch Wochen. Die Frau bemühte sich um Handarbeit; aber schon ihre Sprache kennzeichnete sie als eine Fremde, sie hatte keine Empfehlungen, und so wies sie jede Hausfrau bedauernd ab. Einzelne meinten mit zweifelhaftem Mitleid, es gäbe schon genug einheimische arme Frauen, die vergebens nach Arbeit suchten, eine Fremde habe erst recht wenig Aussicht. Der weiseste Rath, den man ihr gab, war, sich nach Reisegeld umzusehen und schleunigst nach Hause zu reisen. Selbst für niedere Dienste stand ihre Eigenschaft als „Fremde" im Wege. So hatten sie schließlich auch keine noch halbwegs anständige Wohnung mehr halten können und waren froh, nur irgend ein Obdach zu finden. Jetzt war die Noth aufs Höchste gestiegen; zur Kleidung nicht nur, auch für die geringste Nahrung fehlten die Mittel. Immerfort weinend hatte Frau Erkrath erzählt. Nicht nur die hochdeutsche Sprache, auch die Wendung der Gedanken verrieth eine Bildung, welche Bertha bei den armen Leuten, die sie sonst unterstützte, nicht zu finden gewohnt war, und in regem Mitgefühl ermaß sie die Summe des Jammers, um die es sich hier handelte.

„Beruhigen Sie sich! Was ich für Sie thun kann, soll geschehen!" sprach sie tröstend, während man die Lederergasse

überschritt. Von da führte der Weg in ein Winkelgäßchen, wo der Fuß bald tief in den wenig betretenen Schnee einsank, bald, da wo das aus den Häusern ausgegossene Wasser eine Eisfläche bildete, sich nur mühsam vor dem Ausgleiten bewahrte. Jetzt standen sie vor einem rosenfarbenen Hause mit halb offen stehender grüner Thür. Hier traten sie ein. Aus einer neben dem engen, gepflasterten Flur gelegenen Stube streckte sich neugierig der Oberkörper eines Mannes in grauer Flanelljacke unter den Hosenträgern und mit einem ungeschlacht breiten, mit struppigem Schnurrbart ausgestatteten Kopfe auf den mächtigen Schultern. Er hielt die Pfeife in der Hand, und stechender Tabaksgeruch drang aus der Stube. Der breite Körper des Mannes öffnete die Thür, weit genug, daß im lichten Hintergrunde ein nicht minder ungeschlachtes, aufrechtstehendes Weib sichtbar wurde, das auf dem einen Arm einen schreienden Säugling hielt und mit der freien Hand eben die gewaltige Brust aus der rosenfarbenen Kattunjacke zu befreien bemüht war, während sie gleichzeitig gegen den nicht sichtbaren Zimmertheil hin schalt, aus welchem das Geräusch balgender Kinder hörbar wurde. Eine hellgrau getünchte steile Holztreppe führte nach einem oberen Stockwerk, von welchem das laute Gebell eines kleinen Hündchens herabklang. An der Treppe vorbei, durch einen kleinen Hof, in welchem Papierabfälle, Porzellanscherben, Ziegeltrümmer und Schutt aller Art von einem Haufen in der Ecke aus sich über die ganze spiegelglatt gefrorene Bodenfläche zerstreuten, führte Frau Erkrath ihre Begleiterin nach einem schmalen Hinterbau, eine enge Treppe mit verbrauchten Stufen hinauf. Sie öffnete eine rohgezimmerte, blaugraue Thür mit altem Drücker und ließ Bertha den Vortritt. Dieser

zeigte sich ein ziemlich heller, zweifenstriger weißgetünchter Raum, mit schweren Querbalken an der Decke. Oede Leere starrte ihr von den Wänden, von den gardinenleeren, nur mit schmutzigen weißen Vorhängchen versehenen Fenstern entgegen. In der einzigen Bettlade richtete sich aus dem zerknitterten, mageren Buntzeug verwunderten Blickes ein bleicher, noch ziemlich junger Mann mit wirrem blonden Vollbart auf. Er war vollständig bekleidet in verschlissenem Anzuge. Anscheinend mühsam glitten seine mit Filzschuhen bedeckten Füße unter dem dünnen Deckzeug hervor, während fast gleichzeitig seine Frau ihm zurief:

„Karl, ich bringe Hülfe!"

und Bertha mit abwehrender Geberde sagte:

„Bleiben Sie liegen, Herr Erkrath! Bleiben Sie!"

Trotzdem richtete sich der Mann soweit auf, daß er die gedrängte, rasch hingeworfene Erzählung seiner Frau auf dem Bette sitzend anhörte. Während des Sprechens hatte Frau Erkrath Bertha auf einen Rohrstuhl eingeladen. Diese warf einen flüchtigen Blick durch den Raum, wobei sie noch eine Kinderbettlade mit zerrissener Decke und eine alte Kommode gewahrte, auf welcher ein Petroleumöfchen und einiges Geschirr stand. In einer Ecke war eine Waschbütte bemerkbar, an der Thür hingen unbestimmtem Gebrauche dienende Fetzen. Noch drei Rohrstühle standen neben ihr vor einem viereckigen Tische. Ein Ofen befand sich zwar im Zimmer, doch war von Heizung nichts zu spüren.

„Es ist nicht gar freundlich hier, meine Gnädige!" sagte Herr Erkrath mit hauchendem Munde, während er die Kinder, die sich ihm genähert hatten, traurigen Blickes ansah und

auf dem Scheitel streichelte. „Wir sind sehr zurückgegangen," setzte er beschämt hinzu.

„Aber Sie frieren! decken Sie sich wieder zu!" sagte Bertha.

„Wenn Sie gestatten!" erwiderte Erkrath. „Es ist in der That etwas kalt!"

Frau Erkrath half dem Gatten unter die Decke zurück, während sie zugleich die jetzt vom Schleier entblößten, feinen bleichen Züge Bertha's beobachtete. Bertha wich dem forschenden Blick aus, indem sie den kleinen Jungen an sich heranwinkte und ihn fragte:

„Betest du auch recht fleißig zum lieben Schutzenglein?"

Der Knabe sah auf seine Mutter, und das ältere Schwesterchen starrte Bertha verwundert an.

„Wir sind evangelischer Confession, meine Gnädige!" erwiderte Herr Erkrath.

„So!" versetzte Bertha und ihre Miene, erzeugte einen ängstlichen Zug im Gesichte der Frau Erkrath.

„Unsere Kinder werden christlich erzogen," sagte diese in entschuldigendem Tone, „aber so etwas ist bei uns nicht der Brauch."

„Und doch haben Sie so inbrünstig im Dom vor der schmerzhaften Mutter gebetet?" fragte Bertha dagegen.

„Die evangelische Kirche", antwortete jene, „ist weit von hier entlegen und zudem geschlossen, wenn keine Andacht ist. Vor längerer Zeit schon habe ich zum erstenmal den Dom betreten, und das Bild hat mich ergriffen. Ich bin fast jeden Tag dahin zurückgekehrt und habe vor demselben gebetet."

„Wenn Sie evangelisch sind, kann dann die evangelische Gemeinde nichts für Sie thun oder der Geistliche?" fragte Bertha weiter.

„Ich war einmal dort!“ erwiderte Frau Erkrath. „Einen Thaler habe ich bekommen und, wie anderswo, den Rath erhalten, wir sollten bald in die Heimath zurückreisen.“

„Es sind wohl wenig Mittel vorhanden,“ ergänzte Herr Erkrath, „und die Nachfrage nach Unterstützungen mag groß sein.“

„Unser Glaube ist's auch, der uns Vieles erschwert!“ sprach die Frau weiter. „Hier bei den kleinen Leuten sind wir nicht nur die Fremden, deren ungewohnte Sprache schon die Herzen erkältet, sondern auch die »Lutherischen«, die man mißtrauisch ansieht und denen man selbst kleine Gefälligkeiten nur mürrisch erweist, wenn man sie nicht gar schroff ablehnt.“

„Das ist mal so! Einem Katholischen ging's unter gleichen Verhältnissen in unserer evangelischen Heimath auch nicht besser!“ sagte Herr Erkrath. „Und dem Fremden würde man auch dort sagen, daß, wenn er nichts verdient, er sich dahin scheeren soll, woher er gekommen ist.“

„Das ist aber nicht christlich!“ versetzte Bertha.

Ein melancholisches Lächeln kam auf Erkrath's Lippen, als er erwiderte:

„Das ist es freilich nicht, aber die Leute verstehen ihr Christenthum eben nicht besser, und was nicht von ihrer Art ist, nicht wie sie denkt und spricht, von dem fühlen sie sich durch eine Scheidewand getrennt. So geht's in kleineren Städten. In den großen verschwinden solche Engherzigkeiten, aber besser wird es für den Armen deshalb doch nicht. Da ist sich Alles fremd, kümmert Keiner sich um den Andern, und wenn Einer verhungert, dann redet man achselzuckend von der »socialen Frage«. Man darf von den Menschen nicht zu viel erwarten, und es bleibt nichts Anderes in der Noth, als

blinde Hoffnung auf einen ungeahnten Zufall oder stumme Ergebung in das Ende. Was macht's dem großen Ganzen aus, wenn so ein Häuflein Menschen in einem Winkel verhungert!" —

Mit bebender Stimme und mit einer Geberde gegen seine Familie hatte Erkrath die letzten Worte gesprochen.

„Sie haben das Gottvertrauen vergessen!" sagte Bertha in ernst mahnendem Tone.

„Ich bin kein glaubensloser Mann, meine Gnädige," antwortete Erkrath darauf, „aber wenn es zum Aeußersten kommt und man Weib und Kind verderben sieht, während man selber hülflos dem Gräßlichen zusehen muß, dann — — — Ich weiß nicht, ob Sie verheirathet sind, selbst Kinder haben — — —"

„Ich bin Wittwe und ohne Kinder!" erwiderte Bertha.

„Dann ahnen Sie den Schmerz nicht, der eines Familienvaters Eingeweide durchwühlt. Wir haben es eine gute Weile ausgehalten, meine Frau und ich, denn wir haben uns lieb. Wir haben uns in stillen Nächten aneinandergeschmiegt und uns festgehalten, als käme Jemand, der uns auseinanderreißen wollte, und unter Thränen haben wir es gefühlt, es sei nicht möglich, es sei wider die Natur, daß zwei Menschen, die sich so lieb haben, mitsammt den Kindern, in denen ihre Liebe sich vereint, verderben sollten. Wir sagten uns, es müsse irgendwie, irgendwoher Hülfe kommen um unserer Liebe willen, und aus der Zärtlichkeit des Einen für das Andere erblühte eine blinde, eine berauschte Hoffnung, die uns wenigstens stundenweise aufrecht hielt, ja miteinander weinen war in unserm Elend schon etwas wie ein Genuß. Nur die Kinder entbehren sehen war schmerzlich,

nur dafür gab es keine Betäubung. Und schließlich half auch die Liebe nicht mehr, schließlich war Jedem von uns bange beim Anblick des Andern, wie es werden würde."

Frau Erkrath hatte sich in stummer Bewegung über ihren Gatten geworfen und lag leise weinend an seiner Brust. Die Kinder standen in bang fragender Scheu nebeneinander. Erkrath hatte den Arm über seines Weibes Schultern gelegt, und mit erregter Stimme fuhr er fort:

„Geben Sie mir das kärglichste Brot, nur so viel, daß ich die Meinigen vor Hunger und Frost schützen kann, ich will zufrieden sein und Gott danken, wie ich nie darüber mit der Vorsehung gehadert habe, daß sie mich durch fremdes Unrecht unglücklich werden ließ. Aber, meine Gnädige, wenn es an das Aeußerste gekommen ist, wenn uns die Verzweiflung faßt, weil kein Ausweg sichtbar ist — — —"

„Dann findet Gott doch noch einen Ausweg!" sagte Bertha und erhob sich. „Gott hat Ihre Frau in den Dom geführt, meinen Blick auf sie gelenkt."

Frau Erkrath richtete sich auf und sah hoffnungsvoll innigen Blickes auf sie.

Sie näherte sich ihr, während sie nach der Tasche griff, und reichte ihr aus dem Geldtäschchen ein Zehnmarkstück.

„Es ist für das Aergste!" sagte sie bewegten Tones. „Ich habe mich jetzt selbst überzeugt und will sehen, was sich weiter thun läßt. Es fängt zu dunkeln an und ich will gehen."

Frau Erkrath machte eine hastige Bewegung, als wollte sie Bertha die Hand küssen, was diese zu vereiteln wußte.

„Gott segne Sie dafür, junge Dame!" sagte sie mit zitternder Stimme. Dann zeigte sie flüchtig das Goldstück

ihrem Mann und trieb die Kinder an, der Wohlthäterin die Hand zu küssen. Diese streichelte beide wohlwollend und sagte zu Frau Erkrath:

„Vor Allem sorgen Sie für eine warme Stube. Die Kinderchen sind ja ganz erstarrt!“ Und zu den Kindern sprach sie: „Betet fleißig für eure Eltern, die euch lieb haben!“

Erkrath richtete sich auf und sagte mit zögernder Stimme: „Ich weiß nicht einmal, wem ich danken darf für ein so edles Werk!“

„Frau Wester ist mein Name!“ erwiderte Bertha.

„Sie — — Sie sind Frau Wester, die reiche, fromme Wohlthäterin?“ rief jetzt Frau Erkrath aus.

„Sie haben von mir gehört?“ fragte Bertha dagegen. „Ich unterstütze allerdings einige Personen in diesem Viertel — — —“

Frau Erkrath entgegnete: „Gar oft ist mir Ihr Name zu Ohren gekommen, der hier ringsum von den Leuten mit Verehrung genannt wird.“

Bertha sagte: „Und wenn Sie wußten, daß ich den Nothleidenden gern hülfreich bin, warum erfragten Sie nicht meine Wohnung?“

„Das — — das ist's eben, was ich vorhin sagte!“ lautete Frau Erkrath's Antwort. „Man — sagte — Sie seien streng katholisch, und wir als Evangelische hätten nichts zu hoffen.“

„Sie sehen, daß man Sie irrig berichtet hat!“ erwiderte Bertha mit einem leisen Anflug des Aergers und wendete sich gegen die Thür.

„Gute Besserung, Herr Erkrath!“ sagte sie dann, die Hand an den Drücker legend, mit freundlichem Lächeln.

„Tausend Dank, tausend Dank für Ihren Edelmuth, Frau Wester. Den Glauben an die Menschheit haben Sie uns wiedergebracht!" rief ihr dieser von seinem Lager entgegen.

Frau Erkrath geleitete Bertha an die Treppe und stammelte nochmals Dankesworte, welche diese mit der Mahnung beantwortete, nur schleunigst für Heizung und warme Speise zu sorgen. Eine weitere Begleitung lehnte sie ab und schritt allein durch den glatten Hof und den finsteren Flur auf die Straße, wo schon der Winterabend hereinbrach. Während sie durch die dunkelnden Gassen schritt, besann sie sich recht wohl des mißbehaglichen Gefühls, das sich ihrer bemächtigt hatte, als sie erfuhr, ihr rasches Mitgefühl habe sich Protestanten zugewendet, und nicht minder besann sie sich darauf, daß der leise Aerger, den sie bei der Mittheilung der Frau Erkrath über die Meinung der Leute verspürt hatte, nicht blos dem Geschwätze der Leute, sondern einem eigenen Gefühl der Beschämung, das sie gern unterdrückt hätte, gegolten habe. Des Mannes im Grunde unchristliche Worte von den Tröstungen der Liebe und die darauf folgende Scene hatten sie tief erschüttert. Etwas Großes, Herzergreifendes, das mit der Religion nichts gemein hatte und doch das Bild des Elends mit einem strahlenden Heiligenschein verklärte, sprach daraus mächtig bewegend zu ihr. Aber auch ohne diese stärkere Wirkung lag in dem Zuge der Bildung, der sich bei den Leuten offenbarte, etwas, was nicht nur ihr Elend vergrößernd, auch das Mitleid kräftiger erregte, sondern was auch an sich Bertha sympathisch berührte. Die Armen, mit denen sie gewöhnlich in Verbindung gekommen war, gehörten der untersten Volksklasse

an, sie waren in ihren Klagen bettelhaft winselnd, in ihren Danksagungen sklavisch unterwürfig und überschwenglich geschwätzig; ein tieferer seelischer Zug offenbarte sich nur selten, und ihre oft mit allerlei Zeichen der Verwilderung und Roheit verbundene Armuth erzeugte niemals jene tiefgehende Rührung, die sich ihrer diesmal bemächtigt hatte. Selbst da, wo das rohe materielle Bedürfniß sich zu einer eigentlichen Tragik menschlichen Elends gesteigert hatte, fanden sich meistens die Kraft des Mitleids lähmende abstoßende, gemeine Züge. So war Bertha's Armenpflege ihr nie zu einer Quelle tieferer sittlicher Genugthuung geworden, sondern war ihr immer nur eine oft mit schwerer Ueberwindung verbundene Uebung religiöser Pflichten. Heute zum erstenmal empfand sie Genugthuung, freute sie sich über das christliche Pflichtgefühl hinaus, unglücklichen Menschen geholfen zu haben, und daneben hatte sich ihr auch zum erstenmal die Würde der Armuth geoffenbart.

Waren aber auch durch die unmittelbare Gemüthswirkung die ersten Regungen confessioneller Engherzigkeit so kräftig erstickt worden, daß die zufällige Mahnung daran sie beschämt hatte, so kehrten dieselben doch in Gestalt ernster religiöser Bedenken, das Gefühl innerer Befriedigung vergällend, wieder. Es war zwar zwischen ihr und dem Präses über die Stellung zum Protestantismus nie ernstlich die Rede gewesen. An einem Orte, an welchem die Protestanten eine verschwindende Minderheit bildeten, war kein Bedürfniß dazu vorhanden. Man dachte im allgemeinen gar nicht daran, daß es außerhalb des Katholicismus stehende Christen gebe. Bei einigen zufälligen Anregungen hatte der Präses auch die Frage sehr gleichgültig und nebensächlich behandelt.

Das war eine andere Welt, deren so reicher Gnadenschätze und einer so erhabenen Gedankenwelt beraubte Angehörige man achselzuckend bemitleiden konnte, mit der näher sich zu beschäftigen aber keinen unmittelbaren Werth hatte. Jetzt war aber die Frage unerwarteter Weise für sie praktisch geworden. Dem Gefühl, das ihr sagte, Armuth sei Armuth, und nur unmenschlich könne es sein, von Jemandem, dessen Elend man kennt, deshalb sich abzuwenden, weil er andern Glaubens sei, wagte sie sich nicht anzuvertrauen, es erschien ihr zu weltlich, zu sehr der religiösen Gleichgültigkeit verwandt. Zudem hate die laute Betonung der irdischen Liebe, deren Zeugin sie gewesen war, erst noch dämmernde Gedanken in ihr rege gemacht, vor denen sie erschrak. Es hätte ihr bitteren Schmerz bereitet, diese unglücklichen Menschen verlassen zu müssen, aber die Entscheidung des Seelenfreundes mußte angerufen werden. Freilich sagte sie sich, auch sie könnte in dieser Sache nach ernster Gewissenserforschung und Ueberlegung aus eigener Meinung handeln. In neuerer Zeit war sie mehrfach auf ihr eigenes Gewissen angewiesen gewesen, denn der Präses war ein gänzlich Anderer geworden. Jene Abendstunden, in denen er mit ihr wie mit einer eingeweihten Schülerin auf den Höhen mystischer Begeisterung geweilt hatte, und in deren Verlauf sie so oft die unnennbaren Süßigkeiten sehnsüchtiger Verzückungen genossen hatte, waren erst zu einem sehr wortkargen, wie mit schwüler Gewitterluft beladenen Zusammensein, dann zu Lese-Abenden geworden, bei denen entweder der Präses oder sie selbst aus einem frommen Buche vorlas.

Das war ganz unmerklich so gekommen. Als es Bertha auffiel, hatte sich schon eine Gewohnheit daraus gebildet,

gegen die sie um so weniger sich aufzulehnen wagte, als sie eine besondere Absicht des Priesters darin bemerkte, der jede geistliche Unterredung vermeiden zu wollen schien und sogar in der wöchentlichen Beichte eine merkwürdige Flüchtigkeit und Lauheit an den Tag legte. Es war gerade so, als ob er seine Interessen vor Allem dem jungen Habermann widmen wollte. Bei den sonntäglichen Mahlzeiten strengte er sich in auffälliger Weise an, eine ihm sonst durchaus fremde weltliche Gesprächigkeit zu entfalten. Habermann ging darauf sehr entgegenkommend ein, und es konnte nicht fehlen, daß auch Bertha als Dritte in das Gespräch hineingezogen wurde. Anfangs antwortete sie nur das Nöthigste, aber schließlich kam sie, ohne es recht zu bemerken, dazu, mehr zu antworten, ja selber zu fragen, und schließlich überraschte sie sich bei einer längeren Rede. Nicht anders erging es ihr mit der Musik. Da Habermann nicht mehr ihre Abendandacht störte, waren die harten Kämpfe und zugleich die schweren ascetischen Uebungen nicht mehr von Nöthen. Gleichwohl hatte sie die ersten drei oder vier Male auch bei jenen Nachtischproductionen des Neffen genaue Selbstprüfung geübt und auch etwas wie sündiges Wohlgefallen gefunden, welches mit Geißelhieben erstickt werden mußte. Bald aber schien ihr Habermann's meisterliches Spiel eine Gewöhnung, die sie ohne weitere Gedanken gleichgültig hinnahm. Peinlich war ihr nur die Wahrnehmung, daß der Präses sie immer scharf beaufsichtigte, und dabei war ihr sein launisches Wesen räthelhaft. Bald nickte er ihr ermunternd zu, reizte sie förmlich zu lebhafter Theilnahme, bald verrieth er ein deutliches Mißbehagen. Sie ging nach wie vor ihren Andachtsübungen nach, das rauhe Hemd bedeckte ihren Leib

auf dem harten Ruhelager in der kalten Stube, aber die Geißel lag unberührt auf dem Betpult, und ihr Anblick entfesselte nicht mehr den früheren Eifer der die Seele befreienden Kasteiung, sondern flößte ihr Grauen ein, wie das Zeichen einer drohenden harten Strafe. Nach einer Weile bemächtigte sich ihrer aber das Gefühl einer qualvollen Leere, und schwere Gewissensangst bedrückte sie. Sie war nicht verweltlicht, der Neffe übte auf sie weder einen besonderen persönlichen Eindruck, noch erweckte er in ihr die Sehnsucht nach weltlichen Freuden. Aber ihr war es, als ob diese sonntäglichen Gespräche, diese Musik sie einschläferten, ihr für die ganze Woche eine geistige Trägheit einflößten, die keine Spur mehr übrig ließ von jenen früheren heftigen Erregungen des Gemüths, die neben manchem Schmerzlichen doch so viel Süßigkeit in sich geborgen hatten. Mit Schrecken gestand sie es sich, daß ihre Seele die Schwungkraft verloren habe. Sie vermochte sich trotz aller Gewissenspein nicht mehr aufzurütteln zu einer warmen Begeisterung, sie empfand nicht einmal die volle, kräftige Reue darüber, daß sie durch laue Nachlässigkeit ersichtlich um die Gnade Gottes gebracht sei. Die Geißel ward wieder hervorgeholt, aber sie entsank nach dem ersten kraftlosen Streiche der widerwilligen Hand. Eine Weile trug sie diese, die seelische Unzufriedenheit mit physischem Mißbehagen paarende Stimmung mit sich herum, bis sie verzweifelnd die Hülfe des Präses in Anspruch nahm. Thränenden Auges schilderte sie ihren Zustand. Er hörte sie diesmal aufmerksamer an, als es in der letzten Zeit seine Gewohnheit gewesen war. Dann ruhte sein Blick mit solch unsäglicher Trauer auf ihrem Antlitz, wie ein Vater seine verlorene Tochter betrachtet.

So meinte wenigstens Bertha. Wie erstarrt sah sie ihn aber an, als er, ein gutmüthiges Lächeln auf den Lippen, sagte:

„Beruhige dich, mein Kind, und beantworte mir erst eine Frage: „Was hältst du von deinem Neffen Habermann?"

„Habermann? Was soll der hier?" antwortete sie und begegnete seinem forschenden Blick mit einer Miene des Staunens.

„Nun, ich — — — meinte nur — — —" erwiderte der Präses mit ungeschickter Verlegenheit, welche Bertha stutzig machte.

„Vater!" schrie sie auf. „Sie — — — Sie könnten denken — — — Oh!" und mit schmerzlichem Unmuth wendete sie sich ab.

Nach einer nicht sehr kurzen schweigsamen Pause näherte sich ihr der Präses. Seine Stimme klang erregt und unsicher, als er sagte:

„Meine Frage sollte nur Klarheit geben über einen Fall, der ja immerhin möglich — — —"

„Möglich nennen Sie das," unterbrach ihn Bertha heftig, „weil in Ihnen noch immer das üble Vorurtheil gegen die Kraft eines Weibes nicht erloschen ist, und bedenken nicht, welche Möglichkeit es nach Ihren eigenen Lehren ist, an die Sie mich gemahnen. Nicht davon ist die Rede, sondern davon, daß ich lahm und lau, arm und matt geworden bin. Sie wollten mir eine Probe auferlegen. Ich habe sie nicht bestanden. Aber ich habe mich doch nicht verloren; an meiner Sehnsucht fühle ich es, daß ich noch zu retten bin, wenn Sie, mein Vater, wieder Ihre absichtliche Lauheit gegen meinen Seelenzustand aufgeben, und wenn vor

Allem die Ursache dieser geistigen Erschlaffung, die Sonntagsmahlzeiten mit Herrn Habermann und sein Musikgetändel, beseitigt werden."

„Du bist völlig im Irrthum über deinen Seelenzustand, mein Kind!" antwortete der Präses in erregtem Eifer, aber mit zögernder Zunge. „Du hast die Probe zunächst bestanden, das bekundet dein andauernder Widerwille gegen diese weltlichen Verlockungen. Ich habe deinen kräftigen Widerstand wohl beobachtet. Was du jetzt empfindest, ist nur die Krisis eines natürlichen Ueberganges. Aus jenen ersten heftigen Gemüthserregungen der kämpfenden, sich durchringenden Seele, nach denen du dich, wie nach einem wünschenswerthen Zustand, zurücksehnst, sollst du zu einem Zustand der Gnade gelangen, der sichere Ruhe, seelisches Gleichmaß in sich schließt. Das nennst du fälschlich Lauheit, Mattigkeit, weil in dir noch jene Erregungen nachzittern, die nicht der Zweck, sondern nur ein unvermeidliches Mittel zum Zweck waren. Ungeduld, Uebereifer ist dein jetziges Wesen, nervöse Hast des Weibes. Der Zustand, ich weiß es wohl, ist hart, und Manche sind daraus in quälende Zweifelsucht verfallen, statt durch Geduld zur inneren Ruhe zu gelangen. Geduld ist's, was du brauchst, mein Kind."

Seine Rede hatte den Präses anscheinend sehr angestrengt, denn als er endlich aussetzte, ging sein Athem rascher, und er rieb die Stirn mit dem Taschentuch.

Bertha sah eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann wendete sie ihr Antlitz dem Seelenfreund zu und machte Miene zu sprechen. Er aber rüstete sich zum Gehen; ohne sie zu Worte kommen zu lassen, sagte er, der Thür zuschreitend:

„Geduld! Geduld! Nur Geduld!“

Ehe Bertha hatte sprechen können, war er verschwunden. Ihr hatte es geschienen, als klänge seine Stimme gepreßt und sein Gang schwanke. Sie hatte es schon längst bemerkt an der gekrümmten Haltung, dem überreizten Glanz der von breiten dunklen Ringen umgebenen Augen und an der grünlich bleichen Gesichtsfarbe, daß er seine ascetischen Uebungen verstärkt haben mußte in derselben Zeit, in welcher er gegen sie eine lauere Art eingeschlagen hatte. Sie wußte sich die Dinge nicht zusammenzureimen, aber aus den wenigen Worten, die der Präses ihr gewidmet hatte, glaubte sie etwas Unfreies herausgehört zu haben. Sie war verstimmt über den ehedem so begeistert bewunderten Meister und begann ihm zu mißtrauen. In der kommenden Zeit ließ sie ihn auch diese Mißstimmung merken, und aus seinen forschenden Blicken sowohl, wie aus gelegentlichen Andeutungen, die aber keineswegs in der früheren herben Strenge, sondern nur wie ein leiser Vorwurf über mangelndes Vertrauen klangen, erkannte sie, daß er in ihrem Gemüthe las. Etwas wie Bedauern regte sich in ihr, denn seine leisen Vorwürfe klangen so klagend, er machte eine so aufrichtig betrübte Miene dabei und ging des Abends zuweilen wahrhaft traurig von ihr weg. Es lag etwas zwischen ihnen, sie verstanden sich nicht mehr. Bertha fühlte sich aber von Schuld frei, und etwas von dem urweiblichen schmollenden Trotz lebte in ihr auf gegen den Freund, der es einmal nicht anders haben wolle. Sie führte nunmehr ihr religiöses Leben nach eigenem Ermessen und spann sich in einsame Gedanken ein, welche auf den verschlungensten Wegen immer in demselben Ziele einer unstillbaren Sehnsucht mündeten, die,

ehe sie zu voller 'ascetischer Begeisterung entflammt war, wieder in kraftloser Ermattung zerflatterte. Aus der stets sich wiederholenden Erfahrung ihrer unzulänglichen seelischen Kraft hätte sich die von dem Präses angedeutete Zweifelsucht bald ergeben, wenn sich ihrer nicht, wie sie sich selber sagte, Gott erbarmt und ihr eine kräftige Versuchung geschickt hätte. Habermann wurde dieses willkommene Werkzeug des Himmels. Theils in unbewußtem Triebe, theils der Aufforderung des Domherrn bewußt gehorchend, trat dieser aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraus und erzählte zunächst von seinen Eindrücken im Hause des Domherrn. Solche Erzählungen wiederholten sich, je häufiger er dort verkehrte. Er bewunderte den angenehmen Geist, die feine, heitere Lebensart des Domherrn, sprach sich über den still bescheidenen Ernst des Kaplans Hergenberger mit warmer Anerkennung aus und gab seinem Staunen Ausdruck, wie in dieser männlich-priesterlichen Umgebung ein so liebenswürdig mädchenhaftes, unbefangen heiteres Wesen, wie die junge Thekla, sich hatte entwickeln können. Da er auch die Freiin von Perlach näher kennen gelernt und an dem originellen alten Fräulein Gefallen gefunden hatte, äußerte er mit warmer Ueberzeugung seine Befriedigung darüber, daß sich unmittelbar im Schatten des Katholicismus, dem er in der Universitätszeit und im Auslande fremd geworden war, so behaglich anregend wohnen lasse. Er plauderte gefällig, in dem bezwingenden Herzenstone eines rasch entzündbaren, begeisterungsfähigen Gemüths. Bertha war zunächst aus frommer Erwägung darüber erfreut, daß ihr Neffe, ein echtes Weltkind, sich dem katholischen Glauben so zugänglich zeige. Unversehens überraschte sie sich aber dabei, daß es

daneben auch recht sehr sein persönliches Wesen war, was ihr gefiel. In dieser Beobachtung fand sie eine Befriedigung besonderer Art. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ein derartiges irdisches Wohlgefallen an einem jungen Manne für ihren religiösen Standpunkt eine Versuchung bedeutete, aus der Lauheit weiterzugleiten auf den glatten Boden der Weltlust. Diese Versuchung belebte aber ihre matte Seele, rüttelte sie aus ihrer Lethargie auf. Sie mußte dagegen ankämpfen, und sie kämpfte mit einer lebhaften Freudigkeit. Sie fühlte etwas wie Dankbarkeit gegen Habermann, der ihr dieses belebende Element bot, und begab sich daran, ein Spiel mit der Versuchung zu treiben, sich vorzuwagen und durch ein Lächeln, durch eine freundliche Gegenrede den Neffen zu lebhafterer Unterhaltung zu ermuntern. Während dieser staunend beobachtete, daß seine Methode über alles Erwarten günstige Wirkungen erzeugte, begab aber Bertha nach solchen Unterhaltungen sich an die Gewissenserforschung, übertrieb in ihrer Phantasie die Gefahr, der sie sich preisgegeben hatte, erforschte mit spitzfindiger Klügelei, bis zu welchem Grade sie sich von dem jungen Manne habe zerstreuen lassen, tändelte auch während der Woche absichtlich mit seinem Bilde und reizte sich durch diese Selbstbeobachtung neuerdings zu einer ascetischen Begeisterung auf. Dem immer wachsamen Blicke des Präses konnte es nicht entgehen, daß das schmerzhafte Lächeln wieder auf ihre Lippen kam, und daß die Blässe und Mattigkeit ihrer Erscheinung zunahm, während ihre Augen in einem überschwenglichen Feuer glänzten, daß aber trotz alles Krankhaften ein deutlicher Hauch der Befriedigung über ihrem Wesen lag. Er fragte sie nicht, wich aber mit unverkennbarer Scheu allen von

Bertha versuchten Anlässen zu den früheren mystischen Zwiesprachen aus.

So war der jungen Wittwe Zustand gewesen, als der Zufall ihr die Frau Erkrath in den Weg führte.

Als sie dem Präses ihre neue Gewissensbeschwerde vortrug, nahm dieser die Sache wider ihr Erwarten ernsthafter und gründlicher als ihre sonstigen Anliegen. Es schien aber, als ob er selbst nicht ganz klar über das einzuschlagende Verhalten sei. In allerlei Windungen und Krümmungen warf er die Theorieen der katholischen Theologie über Ketzerei und den Umgang mit Ketzern zusammen mit den Begriffen der christlichen Nächstenliebe, das Gleichniß des barmherzigen Samariters reihte sich unmittelbar an eine zornige Verurtheilung Luther's, und wenn es einen Augenblick schien, als warne er seine Schülerin auf das Dringlichste, ihre Wohlthaten an eine ketzerische Familie zu verschwenden, so brachte der nächste Satz das genaue Gegentheil, eine Mahnung zum Mitleid für diejenigen, welche der Segnungen der Kirche nicht theilhaftig seien. Ihm fehlten die theologischen Kenntnisse, um mit feiner Dialektik zwischen Ketzern, die bewußt von der Kirche abfallen, und im Zustande der Ketzerei Geborene zu unterscheiden, und nicht minder fehlte ihm die Weltklugheit, welche über Schwerfälligkeiten theologischer Art mit der milden Praxis gegebener Thatsachen hinwegzugleiten vermochte. Endlich nach langen wirren und verwirrenden Umschweifen schien ihm ein Fingerzeig für die glückliche Lösung geboten. Daß die protestantische Frau im katholischen Dom gebetet und so Hülfe gefunden hatte, war eine seltsame Fügung Gottes, die Bertha noch zu etwas Anderem für die Familie ausersehen haben mochte als zur leiblichen Wohlthäterin.

„Gottes Wege sind wunderbar,“ meinte er, „und wie er des Weibes Schritte in den Dom lenkte, mag er auch die schwere Prüfung über die Familie verhängt haben in höherer Absicht, zu deren Vollstreckerin seine Gnade dich ausersehen hat.“

II.

Dr. Bienenfeld war völlig umgewandelt, seit er von Habermann gehört hatte, wie wohlwollend ihn der geistliche Rath beurtheile. Er hatte dabei von seinem Freunde einige Mahnreden über das Geschmacklose und Einseitige übertriebener Pfaffenfeindschaft geduldig angehört. Habermann verkehrte von nun ab häufig bei dem geistlichen Rath und wußte dann Bienenfeld immer etwas Angenehmes zu erzählen, entweder von Fräulein Thekla oder zum Mindesten eine freundliche Bemerkung des geistlichen Raths, denn mehr als es in seiner bewußten Absicht lag, war er im Hause des Domherrn zum Lobredner seines Freundes geworden, dessen er im Gespräche möglichst oft gedachte. Es war nicht verwunderlich, daß Thekla sich dem Hausfreunde mehr und mehr näherte und in ein gewisses vertrauliches Verhältniß zu ihm gerieth. Dieses aber gestaltete sich alsbald zu einem eigenartigen Vermittleramte. Der Domherr erfreute sich zu Bienenfeld's größtem Leidwesen in neuerer Zeit einer sehr guten Gesundheit, und Thekla war viel zu unschuldig, um sich irgend eine harmlose Krankheit anzugewöhnen. Bienenfeld hatte also gar keinen Anlaß, in das Haus zu

kommen. Indessen war die Stadt nicht so groß, daß man sich nicht zuweilen hätte begegnen können, und bei einer solchen Begegnung begnügte sich Dr. Bienenfeld eines Tages nicht mehr mit dem raschen, aber sehr freundlichen Blick der erröthenden Thekla, sondern erkundigte sich, sie anhaltend, nach dem Befinden des Onkels; bald darauf begleitete er sie sogar eine Strecke weit, als sie zur Freiin von Perlach ging.

Er wußte recht wohl, wie vertrauten Umgang Thekla mit der alten Dame pflegte. Diese war in allen besseren Häusern eine gern gesehene Persönlichkeit. Man lud sie zu Gast und erwies ihr sonst in zarter Weise manche Freundlichkeit, die ihren bescheidenen Verhältnissen zu Statten kam. Die Freiin vergalt es reichlich. Sie war keine bösartige Klatschbase, hatte aber immer allerlei Neuigkeiten und daneben eine Fülle von Rathschlägen für alle möglichen Umstände und Verhältnisse. Die Männer machten sich wohl zuweilen lustig über ihre Allerweltsweisheit, aber im Ernste mußten sie zugestehen, daß das alte Fräulein einen geraden Sinn und reiche Lebenserfahrung besitze. Manchen Liebesleuten hatte sie mit sanfter List zum Ziele geholfen, manchem jungen Herrn in schlimmer Zeit die väterliche Kasse geöffnet, manchmal auch im Namen der Eltern einer albernen Liebelei durch Zureden ein glimpfliches Ende bereitet, ja auch, was nicht laut geäußert wurde, gefährliche Risse in einer oder der andern Ehe mit ihren zarten, hageren Händchen wieder geschlossen. Sie besorgte mit den Töchtern Ballkleider, wenn die Mama eben keine Zeit hatte, sprach zu Gunsten eines Jungen aus ihrem Freundeskreise mit dem Oberlehrer, den sie kannte, wie sie alle Welt kannte, half bei Hochzeits-

zurüstungen und bestellte Seelenmessen. Vor Allem aber war sie auf zwei Dinge stolz, auf ihre gründliche theologische Bildung und auf ihre medizinischen Kenntnisse. Alle hervorragenderen Geistlichen kannte sie genau, entlieh aus ihren Bibliotheken Bücher und disputirte mit ihnen. War aber irgendwo Jemand krank, dann hatte sie entweder eigene erprobte Rathschläge oder sie wußte wenigstens die Rathschläge der Aerzte zu richtiger Ausführung zu bringen, was die Umgebung eines Kranken oft nicht so gut verstanden hätte. Dabei übte sie aber auch eine sehr unverfrorene Kritik an dem Fachwissen der betreffenden Aerzte und war von diesen bei ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft gewissermaßen gefürchtet. Bienenfeld fürchtete sie zwar nicht, aber er mochte sie nicht leiden. Er hatte sie öfter in diesem oder jenem Hause getroffen und, wie er sagte, stets „abfahren" lassen. Daß aber die „alte Schachtel", wie er sie nannte, trotzdem den „Grobian" überall als einen sehr geschickten und vernünftigen Arzt pries und seinem Rufe sehr förderlich war, wußte er nicht oder wollte es nicht wissen.

Die natürliche Zwanglosigkeit und das Bestreben nach einem Gesprächsstoff veranlaßten ihn, Thekla's Bezeichnung ihres Wegziels mit einem spottenden Scherze über die Freiin zu beantworten, der nicht allzu bösartig war, Thekla aber doch Veranlassung gab zu erwidern:

„Sie sind ein gottloser Mensch, Herr Doktor! Die Baronesse aber ist ein seelengutes Geschöpf, das Niemand was zu Leide, dagegen recht Vielen schon Gutes gethan hat. Sie verdient nicht verspottet zu werden. Mir ist sie besonders lieb und werth!" —

Bienenfeld entschuldigte sich in humoristischem Tone, die Sache sei ja nicht so schlimm gemeint gewesen, Thekla aber nutzte die Gelegenheit und fuhr fort:

„Sie sind aber doch ein gottloser Mensch; das gesteht selbst Ihr bester Freund, Herr Habermann, zu. Das ist gewiß auch ein gescheiter und gebildeter Mann, aber er hält was von der Religion.“

„Habermann also hat mich angeschwärzt?“ versetzte Bienenfeld lachend.

„Im Gegentheil, er nimmt Sie immer in Schutz!“ lautete die Antwort. „Vom Onkel und von Herrn Kaplan Hergenberger weiß ich, daß Sie nichts glauben, und solche Menschen, die nichts glauben, sind Alle boshaft, wie Sie eben gezeigt haben.“

„Ich bin also nicht zum besten bei Ihnen angeschrieben, Fräulein Thekla?“ fragte Bienenfeld scherzend.

„Als ob Ihnen daran was Besonderes gelegen wäre, was ich von Ihnen halte!“ erwiderte Thekla achselzuckend, und sah ihn mit herausforderndem Mädchentrotz an.

„Und wenn mir nun doch etwas daran gelegen wäre?“ sagte er nach kurzem Zögern.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihn und sah ein Lächeln in seinem Gesicht, das sie für den Ausdruck spöttischer Ueberlegenheit hielt.

„Dann würde ich höchstens sagen: »Bessern Sie sich!«“ antwortete sie übermüthig und fuhr fort:

„Ich begreife die Menschen gar nicht, die nichts glauben wollen. Das ist, abgesehen von aller Sündhaftigkeit, ja furchtbar langweilig! Wenn das allgemein eingeführt wäre, dann gäbe es keine Kirchen, kein Weihnachtsfest, keine Ostern,

keine Frohnleichnamsprocession, nicht einmal ordentliche Hochzeiten und Beerdigungen. Man müßte sich wie ein Hund begraben lassen."

„Vorerst haben Sie noch Zeit an die Hochzeit zu denken, Fräulein Thekla!" entgegnete Bienenfeld.

„Ich denke weder an das Eine noch an das Andere!" entgegnete Thekla wieder im Tone der Neigung, den Begleiter abzutrumpfen. „Ihnen aber darf man eine vernünftige Frau wünschen, die Sie anders denken lehrt."

„Wüßten Sie mir vielleicht eine solche recht vernünftige Frau?" fragte Bienenfeld.

„Ei bewahre!" erwiderte das Mädchen. „Wenn ich eine wüßte, wäre ich meinem Gewissen verpflichtet, sie vor Ihnen zu warnen."

„Das sind schlimme Aussichten!" scherzte Bienenfeld. „Nach Ihrer Meinung brauche ich eine vernünftige Frau, und wenn etwa eine solche irgendwo vorhanden wäre, dann sind Sie bereit, vor mir zu warnen."

„Wie boshaft Sie das wieder sagen, »wenn etwa irgendwo eine solche vorhanden wäre!«" tadelte Thekla.

Unter solchen Neckereien, die Thekla sichtlich erlustigten, daß sie zuweilen den Muff vor den kichernden Mund hielt, kamen die Beiden vor das Wohnhaus der Freiin. Dort verabschiedete man sich mit einiger Förmlichkeit, bei der Bienenfeld aber doch einen lebhaften Gegendruck in seine Hand und einen recht freundlich lächelnden Gruß gewann. Er beschloß, künftighin seine Abneigung gegen die Freiin zu beherrschen und einige Anknüpfung mit ihr zu suchen. Das gelang ihm auch bald. Die alte Dame war einigermaßen erstaunt über die plötzliche Freundlichkeit des Herrn

Doktors. Ein feines Lächeln glitt aber über ihre Lippen, als derselbe eines Tages, da sie mit Thekla ging, von der andern Straßenseite herüberkam, die Damen begrüßte und ihnen eine kurze Strecke das Geleit gab. Das geschah auch zum zweiten- und zum drittenmal, als, wie es ihre häufige Gewohnheit, die Freiin mit Thekla einen Nachmittagsspaziergang in der Allee machte. Der Doktor war sonst nie unter den täglichen Spaziergängern dort zu finden gewesen, höchstens hatte man ihn in eiligem Gange die Anlage an irgend einer Stelle durchqueren sehen. Jetzt kam er in der Reihe der Spaziergänger ihnen langsamen Schrittes entgegen, hielt sie an, drehte mit ihnen um und machte gar keine Miene sich zu entfernen, sondern blieb während des ganzen Spazierganges, bei welchem nach allgemeiner Gewohnheit die Anlage zweimal durchmessen wurde, an ihrer Seite. Als ein viertes Mal sich diese Begegnung wiederholte, stellte die Freiin an Thekla die kurze Frage:

„Mädel, sag' mal, bestellst du dir den Doktor in die Allee? — Keine Flausen, keine Ausreden! Heraus mit der Wahrheit!"

„Aber, Baronesse, wie können Sie so etwas denken?"

„'s ist dir aber nicht zuwider, daß er auf einmal unter die Alleebummler gegangen ist?" fragte die Freiin mit inquisitorischem Seitenblicke.

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich verliebt bin?" rief Thekla jetzt erheitert aus.

Die Freiin hielt es gerathen, die Sache nicht weiter zu bereden und die Heiterkeit Thekla's über ihren komischen Einfall wehrlos über sich ergehen zu lassen. Am nächsten Tage führte ihr, als sie allein in der Stadt ging, ein

günstiger Zufall Bienenfeld in den Weg. Er wollte mit höflichem Gruß an ihr vorbeigehen.

„Bitte, Herr Doktor," sagte sie, „wenn ich auch heute allein bin, können wir doch ein bischen plaudern."

Bienenfeld gab der Weiterschreitenden das Geleite. Diese sagte:

„Lieber Doktor! Sie haben eine gute Praxis — ich weiß das —, da sollten Sie nicht die Zeit mit dem Bummeln in der Allee verlieren. — Ich errathe, was Sie sich jetzt denken! — Was geht das die »alte Schachtel« an, denken Sie sich. — Bitte, keine Ausreden! — Es geht mich auch nur soweit an, als mein Schützling, des geistlichen Raths Thekla, dabei in Frage kommt. Sie haben sich recht schlau an mich herangepürscht, um es bequemer mit dem Mädel zu haben. Das nehme ich Ihnen auch gar nicht übel. Hab' doch oft genug den Elephanten gemacht in meinem Leben. Aber, mein Bester, Alles zur rechten Zeit. Vorläufig ist das Dingelchen noch ahnungslos, wie eine junge Taube. Das würde bei längerer Courschneiderei bald aufhören. Ehe sich aber das liebe Mädel was in den Kopf setzt, was hinterher vielleicht Thränen kosten kann, muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Sache nicht so ganz säuberlich liegt, und daß ich mir nicht nachsagen lassen will, ich hätte hinter des Onkels Rücken eine Liebelei anbündeln helfen. Sie sind ein tüchtiger und braver Mensch, ich gönne Ihnen das Kind, ein so kostbarer Schatz von einem weiblichen Wesen es auch ist. Aber mit dem Onkel müssen wir erst ins Reine kommen, und da möchte es doch, angesichts Ihrer Gesinnungen, gewaltig fehlen. Deshalb haben Sie die Güte und versäumen Sie Ihre kostbare Zeit nicht mehr mit uns in der Allee!"

Im ersten Augenblicke der Ueberraschung sah Bienenfeld die alte Dame mit der wenig geistreichen Miene eines abgekanzelten Schuljungen an. Er faßte sich aber rasch und suchte der Lage gewisse Vortheile, die er in derselben erkannte, abzugewinnen. Mit rückhaltloser Offenherzigkeit gestand er der Freiin, er habe, da bei der merkwürdig guten Gesundheit des Herrn geistlichen Raths ihm keine andere Gelegenheit geboten gewesen sei, auf die getadelte Weise eine äußere Anknüpfung mit Fräulein Thekla gesucht, um vorerst Gewißheit darüber zu bekommen, ob sie ihm geneigt sei, ehe er mit dem geistlichen Rath Rücksprache nehmen wollte. Gewisse Aeußerungen seines Freundes Habermann hätten Hoffnungen in ihm erweckt, und die Freiin würde wohl auch ein gutes Wörtchen gelegentlich einzulegen vermögen. Wenn dann Thekla's Neigung als zweifellose Thatsache ins Gewicht fallen würde, ließen die milden Gesinnungen des geistlichen Raths keinen Widerstand erwarten.

Die Freiin war ganz anderer Ansicht. Sie ließ zwar durchblicken, daß ein gelegentliches gutes Wort von ihrer Seite nicht unmöglich wäre, wenn sich bei Thekla wirklich eine ernste Neigung offenbaren sollte, eine solche aber erst mit ihrem Beistand hervorrufen zu helfen, dessen weigerte sie sich entschieden.

„Bei seiner warmen Liebe für Thekla", meinte sie, „wird der geistliche Rath unter Umständen einem schweren Gewissensconflicte ausgesetzt, den ich nicht hervorrufen will, sondern als Freundin des Hauses mit aller Kraft zu verhindern mich verpflichtet fühle. Als Priester müßte er schließlich doch, so schwer es ihm Thekla's wegen fallen möchte, gegen Sie entscheiden."

Nun folgte ein theologischer Vortrag über das Wesen der christlichen Ehe und über den Unterschied zwischen milder Nachsicht gegen Sünder und sträflicher Duldung ihrer verwerflichen Ansichten.

Der zerknirschte Arzt entwand sich endlich der andauernden Beredsamkeit seiner Begleiterin, die ihm zum Abschied noch sagte:

„Nun haben wir uns ausgesprochen! Wenn's einmal brennt, dann ist's Menschenpflicht, beim Löschen zu helfen, und ich werde nicht Petroleum zugießen. Vorläufig aber thue ich das Meinige, der Feuersgefahr zu begegnen und jeden Brennstoff, wär's auch das kleinste Zündhölzchen einer Straßenunterhaltung, beiseite zu räumen. Nichts für ungut, lieber Doktor!"

Damit ging die kleine Person mit weitausschreitendem, eilfertigem Gange ihres Weges weiter. Der Doktor schluckte einen Fluch hinunter und wartete ungeduldig auf die Stunde, zu welcher er Habermann im Kaffeehause erwarten durfte.

Dieser kam in auffällig heiterer Stimmung nach dem Kaffeehause, so daß Bienenfeld ihn um die Ursache fragte, ehe er von dem eigenen Aerger Mittheilung machte.

„Einen Patienten habe ich für dich gewonnen!" lautete die vergnügte Antwort.

„Ist deine Tante unwohl oder ist der Herr Präses vollends toll geworden? In letzterem Falle danke ich für die Ehre!" erwiderte Bienenfeld, den gewohnten brummigen Ton noch schärfer ausprägend.

„In beiden Fällen würdest du mich nicht so heiter sehen," entgegnete Habermann. „Um einen Schützling meiner Tante, einen armen Familienvater, handelt es sich, dem auf ihre Rechnung du Hülfe gegen chronisches Rheuma bringen sollst."

Bienenfeld sagte: „Ich weiß, Frau Wester ist sehr wohlthätig gegen gut empfohlene, farbecht katholische Leute. Doch wie kommst du dazu, mich, den Heiden, zu empfehlen, und was hat mit einem rheumatischen armen Teufel deine gute Laune zu thun?"

Habermann begab sich an das Erzählen. Er holte etwas weit aus und schilderte dem Freunde zunächst, wie die Tante ihm eine Weile sehr leidend erschienen sei. Dieses leidende Aussehen habe sie aber seltsam reizend gemacht. Ein eigenartiges schmerzlich=süßes Lächeln, das zuweilen auf ihren Lippen schwebte, wenn sie mit ihm sprach, sei ihm tief in die Seele gedrungen, und ihre Augen hätten in einem idealen Feuer geglänzt, wie er es noch nie zuvor bemerkt habe.

„Da haben wir's, da haben wir's!" unterbrach ihn Bienenfeld mit rauher Lebhaftigkeit. „Die Grimasse der Hysterie und überreizter Nerven hat dich sentimental gemacht, und du schwärmst für eine pathologische Erscheinung. Ich hab' dir's prophezeit, denn du bist von der richtigen Sorte, deren weiches Gemüth dem Zauber alles Krankhaften unterliegt, weil sie ein unbewußtes Mitleid mit gesunder Neigung verwechselt."

„So laß mich doch zu Ende reden!" versetzte Habermann unwillig. „In letzter Zeit scheint sich ihr Zustand, der, ich gestehe es zu, auf mich einen besonderen Reiz geübt hatte, zu bessern. Das Heftige, Erregte, das mit den erwähnten Erscheinungen sich verbunden hatte, ist jetzt wieder der Ruhe und Gelassenheit gewichen, und auch der Blick der Augen scheint mir seitdem sanfter, desgleichen ist das seltsame Lächeln geschwunden. Doch unterscheidet sich diese jetzige Art sehr wesentlich von ihrer vormaligen einsilbigen

Kälte. Zwar ist meine Verwandte wiederum wortkarger geworden, als noch vor Kurzem, aber sie ist sehr liebenswürdig gegen mich, ihre Miene zeugt von einem freundlichen Wohlwollen."

„Du hast sehr eingehende Beobachtungen gemacht!" warf Bienenfeld dazwischen.

„Heute Morgen nun ließ sie mich, ehe ich in die Fabrik ging, zu sich bitten. Sie war allein und empfing mich etwas verlegen. Bald aber faßte sie sich ein Herz, und mit einer reizend freundlichen Miene bat sie mich um eine Gefälligkeit. Ich hatte einige Male gesprächsweise deinen Namen genannt. Nun hat sie Anlaß, mit dem Armenarzte, der ihren Schützling bisher behandelte, unzufrieden zu sein. Derselbe weigert sich, die Pflege fortzuführen, weil die Leute auf meiner Verwandten Anstiften in einen andern Bezirk verzogen sind."

„Da ist er im Rechte!" schaltete Bienenfeld ein.

„Mag dem sein, wie ihm wolle! Meine Verwandte hat mich beauftragt, dich um die Behandlung des Kranken zu ersuchen."

„Gegen Bezahlung würde der Armenarzt auch in den andern Bezirk gegangen sein. Aber meinetwegen, ich will dir den Gefallen thun. Gieb mir des Mannes Adresse!" Mit diesen Worten zog Bienenfeld sein Notizbuch aus der Tasche und ließ sich von Habermann diktiren:

„Buchhalter Erkrath, Fichtengasse 33, im zweiten Stock links."

„Und jetzt, sagte der Arzt, sein Notizbuch wieder einsteckend, wären wir auf dem Punkte, daß des Buchhalters Rheumatismus das Bindeglied zwischen einem Fabrikdirektor

und seiner schönen Prinzipalin bilden soll; ein Realismus, der humoristisch wäre, wenn nicht gar so viel des Ungesunden in allen Ecken steckte. Aufrichtig, Freund, du bist verliebt?"

„Nenn's nicht so!" erwiderte Habermann. „Verliebt ist man noch nicht, solange die Umstände klar erwägender Verstand noch stärker ist als das Gefühl, auch bin ich nicht mehr in den Jahren, in denen man blindlings sich vergafft, und von dem geistigen Wesen meiner Verwandten ist mir bis jetzt nur sehr wenig bekannt geworden. Aber sie zieht mich an, weckt meine Theilnahme und macht den Wunsch in mir rege, sie möchte so werden, wie ich es wünsche. Ich bin nicht verliebt, aber ich möchte es einmal werden können, und ich bilde mir ein, es sei noch nicht alle Hoffnung verloren. Ich nehm's wie einen Fingerzeig des Schicksals, daß sie mit dir in Beziehung geräth. Ihr mögt Euch bei jenem armen Kranken ein oder das andere Mal zufällig treffen und — — — —"

„Und die fromme Tante entdeckt, welch sauberen Vogel ihr der Neffe empfohlen hat. Der Arzt, der die Seele des Kranken verderben könnte, wird schleunigst abgeschafft, denn der Seelenfang ist bei solcher Wohlthätigkeit die Hauptsache."

„Wenn du in deiner gewohnten Tonart mit ihr zu reden anfängst, dann könnte es wohl so kommen. Doch das wirst du mir zuliebe nicht thun, vielmehr auch mit ihr als verständiger Arzt umgehen und — — — —"

„Du machst es schlau!" unterbrach Bienenfeld den Freund. „Weil dir das Ding nicht ganz geheuer scheint, bestellst du einen Arzt, der die verschrobene Seele nach Wunsch zurechtkuriren soll. Na, so viel wenigstens kann ich dir nützen, daß ich, wenn es der Zufall fügt und ich die Tante kennen

lerne, eine Diagnose anstelle, ob aus ihr überhaupt noch ein vernünftiges Wesen zu machen ist oder ob der Pfaffe sie für einen gesunden Kerl, wie du, ein für allemal verpfuscht hat. Indessen tändele nicht vorzeitig mit Stimmungen und Gefühlen, die, wenn sie sich eingelebt haben, nicht mehr ohne Schmerz zu beseitigen sind. So dumm es ist, man hat damit doch seine liebe Noth!"

Der Ton der letzten Worte machte Habermann aufmerksam, und auf eine Frage erfuhr er nun des Freundes Kummer.

„Ist das Alles?" fragte er heiter. „Das ist mir ein schöner Liebhaber, der von den Bedenklichkeiten einer alten Jungfer sich irre machen läßt. Die gute Dame hat Recht, wenn sie für ihren Theil vorsichtig ist und von sich eine Verantwortung abwälzt. Recht hat sie auch darin, daß deine Sache nicht gerade eben liegt. Aber was bedeutet das Anderes, als daß hier mit List, mit schlauer Einfädelung der Liebesintrigue nichts zu machen ist, daß vielmehr das Risiko eines Sturmes übernommen werden muß. 's ist köstlich, dich, den groben Doktor Bienenfeld — — — — ja, ja, Freundchen, grob bist du — — — — der, wenn man ihn reden hört, die ganze Welt in Trümmer schlägt, so sie sich nicht seiner Weisheit fügt, als Leisetreter und verliebten Kater zu sehen, der sich betrübt beiseite schlägt, weil man ein Steinchen nach ihm geworfen hat, als er das Kätzchen umkreiste."

„Unsinn!" brummte Bienenfeld. „Ich muß doch erst wissen, ob mich das Mädel mag, ehe — — — —"

„Faule Ausrede mangelnder Courage!" entgegnete Habermann. „'s ist nicht immer eine förmliche Scene mit: »Ich

liebe dich!« und Kuß nöthig, um zu wissen, woran man ist. Ich weiß es, daß du Thekla nicht gleichgültig bist. Wie weit ihre Gefühle ausreichen, erfährst du durch eine Werbung beim Onkel zuverlässiger, als auf anderem Wege. Sie kann dir unter vier Augen verschämt ihre Liebe gestehen, sich erröthend küssen lassen, und nimmt doch Alles zurück, wenn der Onkel mit dem Donnerwetter dareinschlägt. Letzteres bleibt ohnedem nicht aus, mag's also gleich kommen. Bittet, weint sie, wird sie krank, bleibt sie wochenlang betrübt und blaß, dann wollen wir schon sehen, wie der geistliche Rath die Waage hält zwischen seiner Nichte, die sein Augapfel ist, und seinem priesterlichen Gewissen. Fügt sie sich sogleich dem Widerspruche des Onkels, dann weißt du, daß man für den Doktor Bienenfeld nicht allzuviel übrig hatte!"

„Du thust, als ob's nur ein Spaß wäre, mich von dem Dompfaffen als unreines Gethier vor die Thür setzen zu lassen!" erwiderte Bienenfeld kleinlaut. Probier's doch einmal selber bei deiner frommen Tante, wie ein solcher Spaß schmeckt."

„Glaub' mir," erwiderte Habermann, „bin ich erst mit mir selber im Reinen, weiß ich einmal, daß ich wirklich liebe und daß meine Liebe auf gesundem Boden wurzelt, dann ist das Andere rasch besorgt; dann wag' ich's, daß sie mich als frechen Frevler von sich stößt und den Präses zu Hülfe ruft oder zitternd in meinem Arme ruht."

Mit einem Gefühle wohlwollenden Neides sah Bienenfeld auf den Freund, dessen Augen in heiterem Feuer glänzten, und dessen weiße Zähne mit frohem Lächeln aus dem schwarzen Bart hervorblinkten. Es war ein schöner Mann, ein echter Fraueneroberer, und er — — — war er der

Mann, um welchen ein liebliches Kind, wie Thekla, Liebesnoth durchkosten würde?

Schon des anderen Tages folgte er dem ihm gewordenen Auftrage und besuchte den Buchhalter Erkrath. Die Familie bewohnte jetzt zwei mit sauberer Dürftigkeit eingerichtete, geräumige und lichte Stuben. Der Kranke, dessen Zustand sich noch nicht gebessert hatte, war in ein sauberes Lager gebettet. Auch die Frau war nunmehr gleich den beiden Kindern ordentlich gekleidet. Bertha hatte sich der Familie mit eingehender Sorgfalt angenommen. Es war ihr zu einer Gewohnheit geworden, täglich ein Stündchen bei den Leuten zu verbringen. Der Mann war gegen sie voll Ehrerbietung, aber still zurückhaltend, wogegen die Frau erst in überquellender Dankbarkeit, dann in dem natürlichen Bedürfnisse nach Gedankenaustausch gesprächig wurde. Sie zeigte dabei ein ansehnliches Maß bürgerlicher Bildung, natürliche Klugheit und sanftes Wesen. Bertha fühlte sich von ihr angezogen und kam ihr bald mit einer gewissen Vertraulichkeit entgegen, aus der nicht die Herablassung der Wohlthäterin, sondern freundschaftliche Zuneigung sprach, was aber Frau Erkrath nicht verleitete, aus ihrer bescheiden ergebenen Art herauszutreten. Zumal aber waren es die Kinder, an welchen Bertha Gefallen hatte. Sie waren bald zutraulich geworden, sprangen herzhaft auf sie zu, wenn sie eintrat, und lauschten begierig ihren „Märchen“, oder, wie sie nach kurzer Zeit sagen gelernt hatten, ihren „heiligen Geschichten“. Bertha erzählte ihnen nämlich die Kindheit Christi nicht nur, sondern auch aus der Legende, so die Geschichte von Genoveva und ihrem Sohne Schmerzensreich, die Legende der heiligen Elisabeth und manches Andere in

sinniger Weise. An der Aufmerksamkeit der mit weit geöffneten Augen vor ihr stehenden Kinder belebte sich ihre eigene Phantasie, und der warme, schwärmende Gefühlston, den sie anzuschlagen wußte, riß auch Herrn und Frau Erkrath zu gerührter Bewunderung der Erzählerin hin, deren blaue Augen nach oben gewendet waren, während ein glückliches Lächeln um ihre Lippen schwebte. Die Kinder hatten Allerlei zu fragen, wollten die verschiedensten Zweifel gelöst wissen, und mit mütterlicher Freudigkeit stand ihnen Bertha Rede, das Erzählte noch weiter ausspinnend und nimmer in dem Reichthum ihrer Phantasie ermattend. Sie hatten bisher nichts Anderes gekannt, als einige von der Mutter erzählte Volksmärchen und die nüchterne, dem Kindesgeiste wenig Nahrung zuführende Bibellehre. Jetzt bewölkte sich ihnen nicht nur der Himmel mit großen und kleinen Engeln, sie freuten sich, jedes für sich einen besonderen großen Schutzengel zu haben, im Stalle zu Bethlehem sahen sie die liebliche Maria, die ihnen bisher nur beiläufig bekannt war, als der eigenen lieben Mutter Spiegelbild, Jesus spielte in des Pflegevaters Werkstatt zu Nazareth, und dann die heilige Elisabeth, sie mußte ungefähr so ausgesehen haben, wie die liebe Frau Wester, an welcher der kleine Junge es immer wunderlich und beklagenswerth fand, daß sie Frau sei und doch weder Mann noch Kinder habe. Den lächelnden Einwand, daß ihr Mann gestorben sei, wies er mit der Bemerkung zurück: „Du kannst dir ja einen andern nehmen!" und, was die Kinder angehe, meinte das Mädchen, so brächte sie der Storch jeder Frau, die einen Mann habe, anderen aber nicht. Durch solches Geplauder ließ sich auch einmal Frau Erkrath zu der Bemerkung hinreißen:

„Der Junge hat nicht Unrecht! So jung und so schön würden Sie einen braven Mann glücklich machen können!“

Bertha senkte den Blick und streichelte lächelnd die Kinder. Es gab eine Zeit, wo ein solcher Ausspruch sie widerwillig berührt hätte. Das war vorbei. Sie wußte, ohne es sich deutlich zu gestehen, warum es ihr so behaglich bei diesen Armen war und warum sie nicht mehr aus christlichem Erbarmen, sondern, einer inneren Lust folgend, deren tiefes Elend, mit rührigem Eifer alle Bedürfnisse erspähend, zu einem erträglichen Dasein umgestaltete. Die Weihe des Familienlebens trat ihr hier entgegen, noch besonders geheiligt durch den thränenvollen Kampf mit dem Elend, und aus den zärtlichen Blicken, welche zwischen dem kranken Gatten und seiner Frau gewechselt wurden, aus den zahlreichen, goldig funkelnden Lichtstrahlen, die aus den unscheinbar kleinen Zügen der Beziehungen von Eltern und Kindern aufleuchteten, trat ihr das ganze, volle Leben, die echteste Menschennatur entgegen, und es war nichts Sündiges, nichts Hassenswerthes, nichts, was von Gott abgelenkt hätte, auf dem vielmehr der Hauch der Göttlichkeit wie glänzender Thau gebreitet lag.

Es gab also etwas im Weltleben, was Werth, einen unmittelbar nach höheren Zielen lenkenden Inhalt hatte. War dieser, selbst im bittersten Jammer seine Macht nicht versagende Zauber der Gatten- und Kinderliebe weniger werthvoll, hatte er geringeren Anspruch auf überirdischen Lohn, als einsames, nur dem eigenen Seelenheil lebendes Gebet und nach dem Himmel dürstende Selbstkasteiung? War diese Frau, die ihren kranken Gatten mit liebender Angst pflegte, die vor der Schmerzensmutter ihre eigenen Kinder

in wildem Schmerze verzweiflungsvoller Liebe an sich gedrückt hatte, nur ein Gefäß häßlicher Begierden, nur ein Werkzeug roher Naturgesetze? Solcher Art Gedanken wogten unbestimmt in Bertha's Seele auf und nieder. Sie gaben ihr zunächst das Bewußtsein, daß, was sie that, sie thun durfte, daß sie im Bereich des Guten wirkte. Aus dieser Gewißheit und der daraus gewonnenen Befriedigung entspannen sich die zarten Fäden, welche mehr und mehr die weltentfremdete, das irdische Dasein mißachtende Ascetin dem Leben wieder zuführten. Sie war dabei immer des Glaubens, über die Wohlthätigkeit hinaus bei diesen Leuten eine Mission zu erfüllen, indem sie im Gewande farbenreicher, duftiger Märchen und Legenden den katholischen Geist einführte, wenigstens in die Kinder den fruchtbaren Samen katholischer Vorstellungen einpflanzte, und ahnte nicht, daß an ihr eine größere Mission sich vollzog, daß sie Liebliches, der armen Leute Dasein anmuthig Schmückendes gab und dafür den kostbaren Schatz geistiger Genesung von ihnen mitnahm. Jene nervöse Hast, mit der sie nach einer Zeit der Erschlaffung ihre ascetischen Uebungen wieder aufgenommen hatte, verschwand, die Sucht, mit erkünstelten Versuchungen zu spielen, hörte auf, und an ihre Stelle trat nicht eine neue quälende Schwunglosigkeit, sondern eine von innerem Behagen erfüllte Frömmigkeit von so beglückender Art, wie sie dieselbe nie zuvor gekannt hatte. Ihre Gedanken wendeten sich mehr und mehr von der eigensüchtigen Sehnsucht nach dem Himmel, von dem unersättlichen Durst nach mystischen Seligkeiten ab und beschäftigten sich zunächst mit demselben überschwenglichen Eifer, mit welchem sie sich der Mystik zugewendet hatten, mit den Fragen der Nächstenliebe. Immer klarer entwickelte sich in ihr das Ver-

ständniß für das werkthätige, dem wirklichen Leben zugewendete Christenthum. Davon hatten außer der Familie Erkrath auch andere Armen, die sie unterstützte, Vortheil. Die Art ihrer Wohlthätigkeit änderte sich wesentlich. Sie bemühte sich, mehr in das Einzelne einzugehen, die Verhältnisse zu prüfen und, so gut sie es verstand, systematisch zu helfen. Während sie früher die Aufgabe der Nächstenliebe dahin verstanden hatte, als handele es sich dabei nur darum, daß der vermögliche Christ möglichst Vielen von seinem irdischen Gute zu theil werden lasse, besann sie sich jetzt darauf, daß eine schöpferische, den Nothleidenden wirklich aufhelfende Wohlthätigkeit in anderem Sinne geführt werden müsse. Dabei erfuhr sie aber nicht nur, daß sie bei so sorgfältiger Armenpflege den Kreis der von ihr Unterstützten einschränken mußte, ihre Zeit und ihre Mittel nicht wie bisher zersplittern durfte, sondern sie wurde auch darauf aufmerksam, daß sie bisher in vielen Fällen unwürdige Bettelei unterstützt hatte. Als sie nun daran ging, solches Gesindel, das mit ihr Mißbrauch trieb, von sich abzustreifen, da mußte sie bald im Tone zudringlicher Klagen, nicht selten auch in dem frecher Vorwürfe hören, wie unbillig es sei, fremdes, hergelaufenes Volk, das nicht einmal einen gut christlichen Glauben habe, zu unterstützen und katholische Einheimische, die darbten, leer ausgehen zu lassen. Es widerfuhr ihr, daß solche Leute, denen sie keine weitere Unterstützung mehr gab, wenn sie an ihnen vorüberschritt, Schmähreden und unfläthigen Spott ihr nachriefen, Andere, die sich früher nicht unterwürfig genug hatten geberden können, sahen ihr jetzt mit höhnendem Lächeln ins Gesicht und glaubten sie durch Verweigerung des Grußes verletzen zu sollen. Eines Tages stellte sich ihr, als sie

Erkrath besuchte, das ungeschlachte, das Erdgeschoß des Vorderhauses bewohnende Weib in den Weg und bettelte unter allerlei Klagen um eine Unterstützung. Als Bertha sie mit dem Hinweis, sie wollte sich näher erkundigen, abgespeist hatte, trat ihr des andern Tages der baumstarke Mann in den Weg und wiederholte das Gesuch des Weibes in einer Art, deren den Weg versperrende, höhnisch lächelnde Höflichkeit einer Erpressung sehr ähnlich war. Da auf ihre Klagen hin auch Frau Erkrath kein Hehl daraus machte, daß sie mit Schmähreden wegen der ihr zu theil werdenden Unterstützungen verfolgt würde, faßte Bertha rasch den Entschluß, ihre Lieblinge umzuquartieren. Gemeinsam mit Frau Erkrath begab sie sich auf die Wohnungssuche und fand das geeignete Quartier in der Fichtengasse, die im entgegengesetzten Viertel, nicht weit von Bertha's Villa entfernt gelegen, zwar auch zu den altstädtischen winkligen Wohnstätten der kleinen Leute gehörte, aber doch nicht jene Spuren des schmutzigen Proletarierthums, wie die an die Lederergasse anstoßenden Gäßchen, an sich trug. Beim Wohnungswechsel ergänzte die Wohlthäterin die schon vorher verbesserten Habseligkeiten der Familie noch um Einiges. Das reiche Almosen zu bemänteln, erhielt Frau Erkrath Aufträge für Handarbeit.

Auch nach der Umsiedlung ihrer Lieblinge ließ Bertha die Würdigen unter den Armen des Lederergassenviertels nicht im Stich, und Frau Erkrath selber war es, die sie wiederholt ermunterte, der ehrbaren Armuth nicht die ekeln Erfahrungen mit der Gemeinheit des Gesindels entgelten zu lassen.

Ihre Hinneigung zur Familie Erkrath, bei der sie täglich eine Weile verbrachte, beherrschte sie aber vor Allem,

und das Verhältniß wurde immer inniger. Der kranke Mann besprach mit ihr, wenn sie ihn aus seiner stillen Zurückhaltung herauslockte, allerlei Verhältnisse des Lebens, die ihr bisher fremd geblieben waren. Er sprach klug, maßvoll und mit strenger Rechtlichkeit von den Schwierigkeiten des Broterwerbes, von Glück und Sorgen des Familienlebens, von den Pflichten und den Versuchungen, die in dem Bereich der ohne Vermögen sich durch das Leben ringenden Bevölkerungsklassen liegen. Die Frau aber offenbarte in immer vertraulicher werdenden Zwiegesprächen ihr einfaches und doch so reiches Herzensleben, immer mit bescheidener Unterordnung gegen die Wohlthäterin, ohne Schwatzhaftigkeit, aber mit sichtlicher Freude an der Gelegenheit, sich aussprechen zu können. Da fiel so manches Wort, das Bertha an vergangene Zeiten erinnerte, und so zartsinnig sich Frau Erkrath auch verhielt, kleine Vertraulichkeiten des Frauenlebens kamen doch dann und wann über ihre Lippen, aus welchen der Ascetin der warme Hauch der Natur entgegenwehte. Mit sicherem Takt vermied es Frau Erkrath, sich in das Vertrauen der Gönnerin einzudrängen, und deren Verhältnisse und Gefühlsweise neugierig auszukundschaften. Einmal aber brachte doch der Zufall eine solche Wendung des Gespräches, daß Frau Erkrath, ohne zudringlich zu erscheinen, wieder die Frage stellen konnte, warum ein so junges, liebenswürdiges Geschöpf nicht zur zweiten Ehe schreite.

Bertha erwiderte: „Gewiß ist eine gute Ehe Gott wohlgefällig! Aber wohlgefälliger ist es ihm noch, wenn sich die Seele von allem Irdischen abwendet und nur ihm allein angehört. Die Ehe, liebe Frau, ist nur die Heiligung, Veredlung eines höchst irdischen Zustandes. Wem Gott eine

besondere Gnade erweisen will, den entrückt er allen irdischen Wünschen und Neigungen und läßt ihn sich nur der Sorge um das künftige Leben widmen!"

Frau Erkrath sah erst überrascht auf. Dann änderte sich ihr sonstiges, sonst unterwürfiges Wesen, und mit innerlicher Wärme sagte sie:

„Ich bin nicht Ihres Glaubens, Frau Wester, und verstehe Sie darum vielleicht nicht ganz, wie Sie das eben Gesagte meinen. Ich begreife es wohl, daß eine fromme Seele es Gott überläßt, ob er ihr das Glück der Ehe verschaffen will, und sich ergeben darein findet, wenn er einsames Leben über sie verhängt und dann die Einsamkeit verwerthet zu frommen und wohlthätigen Werken. So war's auch wohl gemeint? Denn ich könnte mir nicht denken, daß Sie, eine Wittwe, den ehelosen Zustand für gottseliger halten möchten als die Ehe."

„Doch ist es so nach unserem katholischen Glauben!" erwiderte Bertha. „Die Ehe ist ein irdisch Ding, das die Seele von Gott ablenkt."

Nachdenklich und schließlich mit einem Ausdruck des Mitleids sah Frau Erkrath auf ihre Gönnerin.

„Es schickt sich nicht für mich zu streiten," sagte sie. „Wenn ich im Dom betete und wenn ich zuhörte, wie Sie den Kindern fromme Geschichten erzählten, da ist mir zuweilen der Gedanke gekommen, er habe doch was recht zum Herzen Gehendes, der katholische Glaube. Solche Lehre geht aber nicht zum Herzen, sie stößt das Herz zurück, weil sie grausam wider die Natur ist. Das kommt davon, weil Ihr in Eurem Glauben unverheirathete Priester und Nonnen

habt. Woher sollen die etwas vom heiligen Wesen der Ehe wissen!"

„Ereifern Sie sich nicht, Frau Erkrath!" sagte Bertha lächelnd. „Unser verschiedener Glaube soll uns nicht entzweien. Sie würden mich verstehen, wenn Sie katholisch wären."

„So halten sich wirklich die katholischen Frauen für was Schlechteres als eine Nonne?" fragte Frau Erkrath.

„Sonder Zweifel wird eine fromme Frau eine Nonne beneiden um die Gnade Gottes, durch welche sie befähigt wurde, allem Irdischen ihre Seele zu entfremden und nur dem Himmel zu dienen."

„Das sollte eine Frau können, die ihren Mann wirklich liebt, die Kinder geboren und auferzogen hat? Das glaube ich Ihnen nicht. Sie haben vielleicht so denken gelernt, weil Sie keine Kinder haben. Haben Sie auch zu Lebzeiten Ihres Herrn Gemahls schon so gedacht?"

Bertha erröthete betroffen.

„Sehen Sie, das wußt' ich gleich!" entgegnete Frau Erkrath heiter. „Solche Gedanken haben sich in der Einsamkeit der Wittwenschaft festgesetzt. Eine Nonne besser als eine Frau! Es mögen ja recht gute, fromme Geschöpfe sein. Aber das Beten und in der Kirche sitzen macht doch das Christenthum nicht aus? Kann es mir wohl denken, daß ein eheloser Priester sich die Ehe denkt, wie eine immer fortgesetzte Liebschaft, ein vergnügliches Geküsse und Gekose. Wenn's nicht anders wäre, wenn wir Frauen nichts Anderes als der Männer Vergnügen wären, dann könnte es sein, daß eine solche Nonne, die nur an den lieben Herrgott denkt, was Besseres wäre, obwohl ich auch da meine, einen Mann, der schafft und sich müht, herzhaft lieben und ihm die Muße-

stunden versüßen, wie es einmal die Natur eingerichtet hat, das sei, in Ehren betrieben, doch auch was werth. Aber, wenn man erst daran denkt, daß eine Frau in allem Kummer und in aller Beschwerniß den Mann tröstet, daß sie ihm eine Heimath schafft, wenn man daran denkt, daß sie die Kinder mit Schmerzen gebiert, mit Sorge und Wachsamkeit aufzieht und dem künftigen Menschen mit ihrer eigenen Liebe ein fühlendes Gemüth ins kleine Herzchen hineinküßt, das ihn durchs Leben begleitet ..... Und alle die jungen Leute, die da in der Welt draußen sich einsam herumtreiben, in Versuchung gerathen oder auch straucheln, sollen in der bloßen Erinnerung an das Elternhaus einen Halt, einen Mahnruf besitzen! Und dieselben jungen Leute finden, nachdem sie draußen unstät, nur mit sich beschäftigt herumgeflattert sind, wiederum selber in der Ehe den sicheren Halt, die Stetigkeit, lernen das liebe Ich aufopfern, für Anderes sich plagen und sorgen ..... Sie haben keine Kinder und Sie sind reich, haben also die Sorge nicht gekannt, Frau Wester. Sonst lachten Sie den aus, der Ihnen sagen wollte, eine Nonne sei vor Gott was Besseres als eine für Mann und Kind rechtschaffen sorgende, liebende und gebärende Frau! Auf die Erde hat uns Gott gesetzt, als Menschen geschaffen, und darum sind wir nicht bloß dazu da, dem künftigen Himmel zuzustreben, sondern wir müssen auch redlich besorgen, was wir hier zu thun haben."

Bertha hörte die schlichten Worte in einer Stimmung an, als hätte sie von einer ihr überlegenen Gewalt einen kräftigen Verweis für voreiligen Vorwitz erhalten. Die gesunde Kraft in der Anschauung der armen Frau ließ jede Redensart von höherem Seelenschwunge u. dgl. phrasenhaft erscheinen.

Sie dachte sich zwar im Stillen: „Die Gute versteht's nicht besser!", fühlte aber recht wohl die Heuchelei, die in diesem Gedanken lag. Frau Erkrath drückte sie die Hand und sagte ihr:

„Sie sind eine brave Frau!" Dann brach sie schnell auf, so daß diese ängstlich fragte:

„Ich habe Sie gewiß beleidigt mit meinem albernen Geschwätz!"

„Durchaus nicht, ganz gewiß nicht!" erwiderte Bertha mit verlegenem Lächeln und schüttelte ihr nochmals die Hand.

Als sie am nächsten Tage wiederkam, sprach sie Herr Erkrath damit an, seine besorgte Frau habe ihm den Inhalt des Gespräches, das in der Nebenstube ihm unhörbar geführt worden war, mitgetheilt. Seine Frau gewissermaßen entschuldigend, sprach er von dem großen Unterschied der Lebensanschauung materiellen Sorgen entrückter Menschen, deren geistige Regsamkeit und Gemüthsstimmung sich jenseits der Alltäglichkeit und des praktischen Lebens ergehe, und jener großen Menge von Menschen, welche die unerbittliche Nothwendigkeit zwinge, der Unmittelbarkeit des Lebens und der Welt der Thatsachen ein stetes Augenmerk zuzuwenden. Er meinte dann, es wäre bei aller Achtung vor dem höheren Geistesfluge solcher günstiger gestellter Leute für das allgemeine Wohl doch von sehr großem Nutzen, wenn sie sich mehr mit der Realität der Dinge befaßten und dem Leben, wie es ist, näher tretend manche Wahrheit erführen, die gerade sie nutzbar verwerthen könnten.

„Es giebt nicht so gar viele wirklich schlechte und unerbittlich fühllose Menschen," sagte er. „Aber nach ihrer ganzen Erziehung bleiben höher Gestellte dem menschlichen Daseins-

kampf so fremd, und namentlich von den feinen Damen gilt dies, daß sie die Welt, in der sie sich bewegen, gar nicht kennen. Würde das anders sein, würde man sich in jenen Kreisen mehr mit der Umgebung, die sich doch täglich aufdrängt, befassen, dann würde eine Reihe werthvoller Lebensanschauungen Gemeingut, und eine Reihe von Vorurtheilen und Irrthümern würde verschwinden."

„Das Christenthum", schloß er mit nachdrucksvollem Ernst, „hat sehr viel irdische Geschäfte zu erfüllen, und daß die Religion vor Allem auf der Erde praktisch wirken und den Verkehr der Menschen untereinander ordnen soll, das wird von den Priestern aller Bekenntnisse nicht genug berücksichtigt. Sie ermahnen zwar zum Guten, lenken aber den Geist immer mehr nach dem Jenseits als darauf hin, wie und wo das Gute anzufassen sei. Wenn wir aber untereinander, im täglichen Leben das Gute thun, uns gegenseitig das Erdenloos erleichtern und uns im Kampfe gegenseitig fördern, dann, meine ich, wird's mit dem Jenseits auch nicht schlimm bestellt sein."

Auch er sprach mit jener schlichten Bestimmtheit, welche Bertha den Muth des Einwandes nahm. Statt aber von solchen Anschauungen erschreckt zu werden und zu zweifelndem Mißtrauen zu gelangen, näherte sie sich Frau Erkrath noch vertraulicher als bisher, und fing mit deutlicher Begierde jede lebenswarme, aus dem vollen Frauengemüth geschöpfte Aeußerung derselben auf. Frau Erkrath aber hatte sich's seit jenem Gespräch vorgenommen, der jungen Gönnerin die verkehrten Ansichten aus dem Kopf zu bringen, und trat aus ihrer früheren Zurückhaltung um so mehr heraus, je mehr sie empfand, daß sich Bertha, in welcher das Bedürfniß weib-

licher Gemeinschaft lebendig geworden war, wie eine jüngere Freundin mit neugieriger Theilnahme an sie anschmiegte. Um dieselbe Zeit traf Bertha auch zum erstenmal mit Doktor Bienenfeld zusammen, der, eben als sie bei Erkrath weilte, nach mehrtägiger Unterbrechung seinen Patienten besuchte. Er begrüßte sie mit einem Ton der Ueberraschung und beobachtete sie dann aufmerksam, während sie Fragen stellte und er in ausführlicher Weise über des Kranken Zustand und die nicht allzu ferne Aussicht auf Genesung berichtete. Seine von leichtem Humor durchwehte Redeweise nnd die gemüthliche Art, welche er dem Kranken und Frau Erkrath gegenüber anschlug, gefielen Bertha. Bienenfeld sah kein frömmelndes Gesicht mit niedergeschlagenen Augen, wie er es erwartet haben mochte, sondern eine heitere Miene und einen mit offener Neugierde ihm zugewendeten Blick. Bertha verließ mit ihm die Wohnung und er geleitete sie eine längere Wegstrecke. Auf ihren Dank, daß er den Auftrag übernommen, erwiderte er mit der Anerkennung ihres Wohlthätigkeitssinnes. Er meinte, sie habe in diesem Fall ein besonders gutes Werk gethan, denn die Leute seien brav, das Leiden des Mannes würde aber ohne gründliche Behandlung die Quelle dauernder Erwerbsschwierigkeiten geworden sein. Dann sprach er etwas von werkthätigem Christenthum, dem er seine vollste Anerkennung zolle, und brachte Gedanken zum Ausdruck, welche sich in ähnlicher Richtung wie die Aeußerungen des Erkrath'schen Ehepaares bewegten. Endlich aber sagte er in seiner ungelenken Redlichkeit:

„Ich habe Sie mir eigentlich ganz anders vorgestellt, gnädige Frau!"

Bertha lächelte und meinte: „Da wird wohl mein Ver-

wandter, Ihr Freund Habermann, diese anderen Vorstellungen erzeugt haben."

„Nicht doch, nicht doch!" erwiderte Bienenfeld eifrig.

Sie lächelte wieder und sagte: „So waren es also eigene Vorurtheile, die Sie gegen mich hegten?"

„In der That Vorurtheile, es waren Vorurtheile!" gestand Bienenfeld ein. „Aber Habermann — — —" setzte er hinzu.

„Herr Habermann und ich wohnen zwar im selben Hause, kennen uns jedoch recht wenig!" unterbrach ihn Bertha mit plötzlicher Schärfe.

„Ja, ja!" murmelte der Doktor gedankenlos und ging noch eine Weile stumm neben ihr her. Als er sich empfahl, grüßte sie sehr förmlich und sagte mit trockener Kälte: „Guten Tag, Herr Doktor!"

Er traf desselben Abends seinen Freund und ihm von der Begegnung erzählend, meinte er:

„Ich muß sagen, hysterisch kommt sie mir wenigstens auf den ersten Blick nicht vor. 's ist wohl was stark Sensitives bei ihr ausgeprägt, aber sie hat mir so übel nicht gefallen."

Mit sichtlichem Behagen erwiderte Habermann: „Das heißt, deine Idiosynkrasie gegen alles Kirchliche, die in meiner kleinen Tante schon eine Halbverrückte sah, hat sich wieder einmal auf einem Irrweg ertappt!"

„Das heißt," erwiderte Bienenfeld, „deine fragwürdigen Gefühle, die schon bei der »kleinen« Tante angelangt sind, nehmen meine Aeußerung mit allzu willfährigem Sanguinismus auf. Ich sage nur, es giebt sich nicht ein hysterischer Zustand in bekannten, äußerlich auffälligen Symptomen

kund. Deswegen kann sie doch im höchsten Grade hysterisch sein, denn den Habitus der reizbaren Frauen hat sie immerhin, und Spuren anämischer Zustände sind anscheinend auch vorhanden."

Er schickte sich an, das Thema weiterzuspinnen. Da unterbrach ihn Habermann mit den Worten:

„Laß das gut sein, lieber Freund! Mir dünkt es vorläufig doch noch etwas indiscret, ein allzu eingehendes medicinisches Fachurtheil über meine Tante einzuholen."

Bienenfeld sah ihn verwundert an, brummte etwas von „Ideologe" und schwieg.

Habermann hatte mit Bertha's Eltern immer einen freundlichen Verkehr unterhalten und sie, so gut er konnte, auf dem Laufenden über ihre Tochter gehalten, die ihnen so völlig entfremdet worden war, daß sie sich nur in großen Zwischenräumen zu einem flüchtigen kühlen Besuch im Elternhause blicken ließ, während die Eltern es allmählich verlernt hatten, die unwirthlich gewordene Villa aufzusuchen, um dort etwa eine unerwünschte Begegnung mit dem verhaßten Präses zu haben. Als er nun wieder einmal die beiden Alten aufsuchte, traf er dort Bertha. Kurz nach seinem Eintritt entfernte sie sich, ihn mit kurzer Freundlichkeit grüßend, von den Eltern aber mit lebhafter und heiterer Herzlichkeit sich verabschiedend. Als sie fort war, erzählten diese mit inniger Freude, es sei dies innerhalb weniger Tage schon der zweite längere Besuch Bertha's, die überraschend gesprächig und liebevoll sich geberde.

III.

Die Mißstimmung, welche Frau Bertha's Verhalten bei verschiedenen Bewohnern des Lederergassenviertels erzeugt hatte, übte eine naturgemäße Wirkung auch auf Fräulein Breier und die alte Liesel, die erst allerlei Klagen, dann Vorwürfe anhören und ihren Einfluß schwinden sehen mußten. Fräulein Breier konnte sich noch mit einem vornehmen Achselzucken aus Verlegenheiten ziehen, die alte Liesel mußte aber sich in allerlei wenig schmeichelhaften Ausdrücken sagen lassen, daß sie wohl das Fett allein abschöpfen wolle. Nach dem Wegzug der Familie Erkrath wurde ihre Lage erst recht unbequem. Wo man nicht mit ihr wegen der veränderten Verhältnisse keifte, erwies man sich wenigstens mürrisch und unfreundlich, und allerlei kleine Gefälligkeiten, die sie früher als Tribut eingeheimst hatte, kamen in Wegfall. War ihr so die früher sehr behagliche Nachbarschaft verdorben, so wurde auch Fräulein Breier in ihrem Verhalten plötzlich immer wunderlicher. Anfangs schalt sie noch wacker mit, bald änderte sie aber den Ton, hörte der Liesel zungengewandte Ergüsse zwar an, unterstützte sie aber nur mit lauer Zustimmung, und schließlich sagte sie gar einmal:

„Lassen Sie mich doch ungeschoren! Was liegt mir daran, wie's die Närrin treibt!"

Es dünkte der Liesel auch, als ob die Breier, die sonst stundenlang sie in ihrem Stübchen duldete und allerlei Vertraulichkeiten mit ihr austauschte, sie zeitweilig nach der Thür dränge und überhaupt sich von ihr losmachen wolle. Eines Tages nun machte die tiefbekümmerte Alte in der

Wester'schen Küche ihrem Grimme Luft und meinte, daß Frau Bertha von solchem Ketzergesindel sich bethören lasse, sei doch sündhaft. Der Herr Präses wisse sicherlich nichts davon, und es wäre eigentlich Christenpflicht, ihm davon Nachricht zu geben.

Da fuhr aber die Haushälterin auf.

„Daß mir Keiner hier Klatschereien und Zwischenträgereien macht! Das wäre das Rechte! So lange der Handel dauert, dauert er. Ein Ende nimmt's einmal. Seht euch nur den Präses genauer an. Ich wäre aber verrückt, wollt' ich's leiden, daß das Ende herbeigeführt wird, ehe es von selber kommt."

Neugierig erkundigte sich jetzt das anwesende Fräulein Breier, was denn solche geheimnißvolle Rede zu bedeuten habe.

Die Haushälterin meinte: „Erst glaubt' ich, sie könnte es nicht lange weiter treiben. Sie hält es aber aus, oder es steckt etwas Anderes dahinter, hinter das ich noch nicht gekommen bin. 's ist am Ende nicht zu verwundern. Eine junge Wittwe vergißt doch nicht Alles, und der junge Herr versteht zu leben."

„Ah! Ich verstehe!" unterbrach sie Fräulein Breier mit süßem Lächeln.

„Was verstehen Sie?" fuhr sie die Haushälterin grob an. „Ich habe nichts gesagt, und Ihre feine Nase, die überall eine Schlechtigkeit wittert, hat dabei gar nichts zu schnüffeln. Verstanden! Aber", fuhr sie ruhigeren Tones fort, „mit dem Präses, den ich doch gut genug kenne, geht etwas Besonderes vor. Treibt er's zu arg, oder was es sonst sein mag, das kann so nicht lange dauern."

Fräulein Breier und Liesel traten bald darauf gemeinsam den Heimweg an und zwar, wie gewöhnlich, durch die abendlich stille, nur von spärlichem Gaslicht erleuchtete Allee, die um diese Zeit nur Liebespaare oder vereinzelte, im nächsten Dorfe wohnende Arbeiter begingen. Fräulein Breier, die von der Haushälterin rauer Art gekränkt war, begann das Gespräch und erging sich in allerlei Vermuthungen und Möglichkeiten bezüglich der Wittwe Wester.

Liesel schwieg eine Weile. Dann sagte sie in listigem Tone:

„Ich hab' geglaubt, Ihnen sei das Alles gleichgültig. Sie haben wenigstens in der letzten Zeit so gethan!"

„'s ist mir auch gleichgültig," lautete die Antwort. „Aber man kann doch davon reden!"

„Wenn aber ich davon rede, dann geben Sie mir deutlich zu verstehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Glauben Sie mir, unsereins hat auch seinen Instinkt und merkt, wie's gemeint ist!"

„Mein Gott, was wollen Sie denn?" sagte Fräulein Breier erstaunt. „Sie werden Einem eben manchmal etwas lästig mit Ihrem langen Gerede. Das sag' ich Ihnen ganz ungenirt!"

„Lästig!" erwiderte die Liesel. „Ja wohl, freilich wird man lästig. Weiß recht wohl, warum!"

„Warum, wenn's beliebt?" entgegnete jetzt die Breier sehr scharf. „Was soll das heißen, was wollen Sie da wissen?"

„Je nun, Sie machen sich's jetzt eben bequemer. Bisher sind Sie zu gewissen Leuten hingegangen, jetzt läßt man Sie zu sich kommen."

„So! Das also glauben Sie ausspionirt zu haben? Da sieht man, was Sie für eine gefährliche Person sind! Dürfen aber nicht glauben, daß ich Sie fürchte! Ich halt's nicht für nöthig, daß Sie Alles wissen, und darum können Sie meinetwegen denken und sagen, was Sie wollen. Wenn ich will, kann ich von Ihnen ganz andere Dinge erzählen."

„So! Was denn, wenn ich bitten darf?" keifte jetzt Liesel mit wildem Zorn, im Gehen innehaltend. „Ich hab' mich nie besser gemacht, als ich bin, aber so schlecht, wie Sie, bin ich noch lange nicht!"

Fräulein Breier lachte kurz auf.

„Sie alte Kupplerin," sagte sie höhnend, „was giebt es denn für eine heimliche Schlechtigkeit, die Ihnen nicht zuzutrauen wäre?"

„Ich bin mein Lebtag keine Pfaffenhure gewesen, wie Sie!" entgegnete die Liesel.

Fräulein Breier knirschte mit den Zähnen und ballte die Hände.

„Sie — — — Sie gemeines Weib!" zischte sie. „Sie gottlose Hexe! Eine Kupplerin und Gelegenheitsmacherin sind Sie, mit Ihrer Sympathie schwindeln Sie die Leute an, und — — — meinen Sie vielleicht, ich hätt's nicht schon bemerkt, wie dann und wann ein junges Ding in Ihre Dachkammer hinaufsteigt, auch wohl zwei= und dreimal kommt. Auch die rothe Magd vom Anker, die Sie an den Kaplan verkuppelt haben, habe ich vor einer Woche etwa gesehen."

Die Liesel stutzte einen Augenblick. Dann sagte sie: „Wenn ich den Mädeln des Spaßes halber die Karten schlage, was ist da daran? Die alte Liesel kennt man, und

wenn ich die Leute nehme, wie sie sind, dann ist nichts Schlimmes dabei. Mir kann man wenigstens nichts beweisen. Das feine Fräulein aber, das jetzt auf einmal von der Liesel nichts mehr wissen will, hat mir Dinge erzählt, mit denen man doch keine bloße Großsprecherei treibt, und die ich in der Sterbestund' beschwören kann."

Fräulein Breier erwiderte: „Mein Gott, was habe ich Ihnen denn so Fürchterliches erzählt? Es fällt mir auch gar nicht bei, Ihr Thun und Treiben zu bekritteln. Das Klatschen ist nicht meine Sache. Ich habe nichts gegen Sie! Sie haben den Streit angefangen."

„Ich, ich hätte angefangen?" rief Liesel entrüstet aus. „Da hört sich doch Alles auf! Hab' mich über Ihren Stolz beklagt, ja, das habe ich, und da sind Sie mir gleich mit spitzigen Redensarten gekommen. Wer aber soviel auf dem Gewissen hat, wie Sie, der hat zur Hoffart keinen Grund. s' ist ja wahr, Keines ist von Sünden frei, und ich wünsch' mir auch, daß unser Herrgott mich nicht gar zu plötzlich abruft, daß ich noch das heilige Sterbesakrament erwisch', aber — — —"

„Schwatzen Sie doch keinen Unsinn, Liesel!" unterbrach sie Fräulein Breier in einem vertraulich scherzenden Tone. „Wir Zwei machen uns ja doch einander nichts weis. Religion muß sein, das ist wahr, aber mit der Frömmigkeit allein kommt man nicht durchs Leben. Ist's nicht so?"

„Ja, ja," erwiderte die Liesel zögernd, „das ist wieder wahr, und dafür sind ja die geistlichen Herren da, daß man's beichten kann, und abbeten läßt sich auch was. Aber — — —"

„Man muß eben das Leben nehmen, wie es ist!“ fuhr Fräulein Breier fort. „Das sind ganz schlechte Leute, die nicht lieber zu was Solidem kommen, und in meinen Jahren kann man auch noch immer so was finden. Das war auch immer mein Plan, und es hat sich auch so gefügt. Daß Sie's nur wissen, ich habe eine gute Heirath in Aussicht.“

„Heirath? Sie? Ja, um Gottes willen, wen denn?“ rief die Liesel, in ihrer Ueberraschung allen Aerger vergessend.

„'s ist ein respectabler Mann, und damit Sie sehen, daß ich nicht stolz bin, will ich's Ihnen nur sagen, der Spitalverwalter Bienenfeld — — —“

„Der alte Bienenfeld? Jesses Maria! So'n ansehnlicher Mann in einem solchen Posten!“ rief Liesel wieder staunend aus. „Und der — — —“ fragte sie dann mit lauerndem Mißtrauen.

„Er besucht mich zuweilen. Er hat einige Flaschen Wein bei mir eingestellt und plaudert dann gern mit mir bei der Cigarre und beim Glas. Ich will Ihnen ein Fläschchen zukommen lassen, Liesel. Aber reinen Mund halten! Er will's natürlich nicht wissen lassen, daß er mich besucht, und darum mußte ich zuweilen ein bischen abweisend gegen Sie sein.“

„Der Spitalverwalter — — der Spitalverwalter — — Jesses, Jesses — — so was!“ murmelte kopfschüttelnd Liesel vor sich hin. „Ja, wie kommen Sie denn gerade an den?“ fragte sie dann.

„Ganz zufällig!“ erwiderte die Gefragte. „Ich hatte was nachzufragen im Spital, im Auftrage von Jemandem. Ich hab's auch nicht gewußt, daß er auf die Weiber aus ist, wie toll — — —“

„Der Bienenfeld? Da hab' ich doch nie was davon gehört!"

„Ja, er ist eben vorsichtig!" erklärte Fräulein Breier, und mit deutlicher Selbstgefälligkeit setzte sie hinzu:

„Ich muß ihm wohl gefallen haben, und jetzt verstehen wir uns recht gut zusammen. Er meinte selber, von freien Stücken, ich sollt' ihm die Wirthschaft führen. Dessen habe ich mich geweigert, und jetzt genirt es ihn nur noch wegen des Sohnes, des Doctors. Mit dem steht er nicht gut. Aber das wird sich schon geben."

„Ja, wenn man Frau Spitalverwalterin zu werden die Aussicht hat, dann kann freilich der Stolz leicht kommen!" meinte die Liesel. „Da kann unsereins nicht mehr mitkommen."

In ihrem Tone lag etwas von Hohn und drohender Bosheit, was Fräulein Breier veranlaßte, eifrig zu sagen:

„Gott bewahre, liebe Liesel! Eben deshalb habe ich Sie ins Vertrauen gezogen. Wir wollen die alten Freundinnen bleiben, und wenn es einmal so ist, werde ich das Meinige für Sie thun. Den kleinen Wortwechsel von eben wollen wir uns nicht weiter nachtragen. Es hat Eins dem Andern nichts vorzuwerfen. Nicht wahr?"

Liesel war mit der Versöhnung zufrieden und ließ sich, nach Hause gekommen, eine Flasche von des Spitalverwalters Wein schenken, die sie auf ihrem Stübchen einsam trank. Bei dieser von dem langsamen und bedächtigen Kauen eines Weißbrotes, das ihr Fräulein Breier dazu geschenkt hatte, begleiteten Beschäftigung stellte sie über das eben Gehörte Betrachtungen an. Zunächst stand es bei ihr fest, daß dieser glatten Heuchlerin, die sich ohnedies im Leben so angenehm zu betten wußte, ein solches Glück nicht zu gönnen war.

Der Neid fachte den einmal aufgerüttelten und nur scheinbar beschwichtigten Groll zum kräftigen Hasse an, und dieser Haß begann nun klug zu berechnen, ob er vorsichtig sich verbergen oder in boshafter Freudigkeit sich Luft machen solle. Wohl hatte Fräulein Breier Liesel's Zunge zu fürchten, und diese Furcht hatte sie deutlich gezeigt. Aber Liesel fühlte, daß die schlaue Heuchlerin ihr an Klugheit überlegen war und recht wohl Mittel finden konnte, die lästige Vertraute ihrer Vergangenheit unschädlich zu machen. Hinderte man die Ehe, so war die darüber entstehende Feindschaft weniger zu fürchten, als die Tücke der Verheiratheten. Zwar lockte auch die Möglichkeit künftiger Vortheile, aber diese Möglichkeit trat, je länger Liesel überlegte, desto mehr gegen die Ueberzeugung zurück, die Spitalverwaltersgattin würde die ehemalige Vertraute mit dem Aufgebote aller Klugheit als Feindin behandeln.

Die Flasche war leer getrunken, die vom Wein erzeugte Erhitzung steigerte die haßerfüllten Erwägungen der Alten zu teuflischem Behagen. Sie kicherte vor sich hin, summte ein schmutziges Lied, und ein Lächeln lag noch auf dem zahnlosen Munde, als sie beim Abendgebet den Rosenkranz durch die Finger zog.

Des andern Morgens ging Liesel vor Dr. Bienenfeld's Wohnung, las auf dem Thürschilde die Zeit der Sprechstunde und fand sich dann pünktlich zu derselben ein. Da Bienenfeld kein Specialist war und vorzugsweise Hauspraxis übte, waren nicht viele Kunden anwesend. Liesel wurde bald vorgelassen. Sie nannte ihren Namen „Elise Schwertfeger" und erklärte sofort, sie käme nicht krankheitshalber, sondern in einer den Doctor selber betreffenden

Privatangelegenheit. Dieser war nicht wenig erstaunt. Liesel machte lange, geschwätzige Umschweife, die seine Ungeduld reizten und ihr die unwirsche Aufforderung eintrugen, nicht so viel Unsinn zu schwatzen. Endlich kam sie dazu, seines Vaters Erwähnung zu thun.

„Mein Vater?“ unterbrach sie Bienenfeld. „Ich mische mich nicht in die Angelegenheiten meines Vaters!“

Liesel lächelte.

„Das geht Sie aber doch auch ein bischen was an, wenn der Herr Vater eine schlechte Weibsperson heirathen will!“ sagte sie.

„Mein Vater heirathen? Dummes Zeug! Lassen Sie mich ungeschoren mit ihrem Klatsch!“ erwiderte Bienenfeld unwirsch.

Liesel blieb standhaft, lächelte wiederum und meinte: „Das dachte ich mir, daß Sie's nicht sofort glauben wollen. 's ist aber doch so!“ Dann nahm sie eine ernste Miene an, riß die Augen auf, schlug die Hände zusammen und fuhr fort: „Und was für eine gottlose Person das ist, Ihre künftige Frau Stiefmutter! Ein verschlagenes Ding, das so einem alten Herrn den Kopf verdrehen kann! Oh, die ist so voller Schlechtigkeit — — —“

Bienenfeld begann die Sache ernsthafter zu nehmen und forderte mit verhaltener Erregung die Alte auf:

„So erzählen Sie, was Sie wissen! Aber das sage ich Ihnen, mit Altweibergeklatsch dürfen Sie mir nicht kommen, sonst werfe ich Sie zur Thür hinaus. Verstanden?“

Liesel begab sich an das Erzählen. Aus den in cynischem Behagen gegebenen Berichten über Fräulein Breier's mit ihr gepflogene Vertraulichkeiten entnahm Bienenfeld Folgendes.

Fräulein Breier pflegte in den Häusern der vermöglichen geistlichen Herren, in welchen sie Dienstleistungen verrichtete, sich an den Hausherrn auf diese oder jene Weise heranzuschleichen, und verstand es, der Art des Einzelnen nachgehend, sich dessen freundliches Wohlwollen zu erringen. Schließlich nutzte sie einen von ihr selbst mit tückischer Geschicklichkeit veranlaßten schwachen Augenblick desselben, um entweder ihn in ein dauerndes schmachvolles Joch zu zwingen, oder aber, sich als die Mißbrauchte darstellend, an dem Geängstigten Erpressung zu üben. Liesel wußte neben allerlei Einzelheiten auch Namen solcher Opfer zu nennen, deren heikle Stellung die Breier wie ein Blutegel auszunutzen verstanden hatte. Vier angesehene Geistliche waren es, die Liesel bezeichnete, hinzufügend, daß diese nur die ihr bekannten Hauptopfer seien, neben welchen sich aus früherer und aus neuerer Zeit noch mancher nur vorübergehend ausgebeutete Priester befinden dürfte.

Die Alte hatte solche Einzelheiten geboten, daß an eine Erfindung kaum zu glauben war. Als Bienenfeld gleichwohl noch ihre Wahrhaftigkeit einer näheren Prüfung unterzog, betheuerte sie, der Schlag möge sie auf der Stelle treffen, die Zunge möge ihr verdorren, und ewig verdammt wolle sie sein, wenn etwas über ihre Lippen gekommen sei, was sie nicht von der Breier selber erfahren habe. Er fragte sie darauf mit düsterem Ernst, ob sie in Gegenwart der Breier das Gesagte zu wiederholen vermöge. Sie zögerte zwar einen Augenblick mit ängstlichem Blick, erklärte sich aber schließlich bereit dazu. Als endlich Bienenfeld glaubte, sich ihrer entledigen zu können, meinte sie mit unterwürfiger Bettlermiene, ihre Nachricht habe doch großen Werth für

den Herrn Doctor, sie setze sich dabei Unannehmlichkeiten aus und habe auf eine Erkenntlichkeit gerechnet.

Bienenfeld schleuderte einen Thaler auf den Tisch, in dessen Nähe sie stand. Lächelnd sagte sie:

„Herr Doctor, die Breier war eine gute Freundin von mir und kann Ihre Stiefmutter werden. Da ist ein Thaler doch ein bischen wenig!“

„Nun, was begehren Sie denn für Ihren Liebesdienst?“ fragte Bienenfeld unwillig.

„Zehn Mark, mein' ich, wäre doch nicht zu wenig!“ entgegnete Liesel. „Ich bin eine arme Person, die sich schwer durchs Leben schlagen muß.“

Bienenfeld vertauschte, in seine Westentasche greifend, den Thaler mit einem Zehnmarkstück und sagte:

„So, jetzt gehen Sie aber!“

„Vergelt's Gott tausendmal!“ rief die Liesel vergnügten Antlitzes, das Geldstück ergreifend. „Ich will auch etliche Vaterunser beten, daß der Herr Doctor das Unglück verhüten können. Ist ja so ein reputirlicher Mann, der Herr Spitalverwalter, und so eine schlechte Person! Du mein Jesses, die Leut' wollten reden!“

„Gehen Sie, gehen Sie!“ mahnte er nochmals, und mit einem Knixe, einen guten Abend wünschend, entfernte sich die Alte.

Bienenfeld sank auf einen Stuhl und starrte in tiefer Erregung vor sich hin. Durch die Botschaft war er aus der glücklichsten Stimmung gerissen worden. Am selben Vormittag hatte er Thekla allein begegnet und sie mit rasch gereiftem Entschlusse angesprochen. Habermann's Vorschlag, die Angelegenheit durch einen unmittelbaren Schritt beim

geistlichen Rathe zur Entscheidung zu bringen, hatte er bisher immer mit zögerndem Widerwillen verschleppt. Jetzt war die Gelegenheit gegeben, den ihm gefälligeren Weg zu finden und erst des Mädchens Gesinnung zu erkunden. Wohl mußte Thekla zunächst eine sonderbare Befangenheit an ihrem Begleiter wahrnehmen, aber bald hatte er die richtige Bahn gefunden, und das heiß erglühende, in der Erregung unbewußt die Schritte beschleunigende Mädchen hörte eine schmucklos schlichte, aber doch aus tiefster Empfindung kommende Liebeserklärung. Daß dieselbe nicht unangenehm empfunden wurde, konnte Bienenfeld aus dem Umstande schließen, daß sich das Mädchen von ihm willfährig in eine einsame, an Gartenmauern entlang führende Querstraße lenken ließ.

Dort brachte er die Verwirrte endlich dazu, auf seine vielen Worte eine kurze, fast unverständlich gemurmelte Antwort zu bekommen. Sie lautete:

„Ich war Ihnen immer gut.“

Auf jede weitere wißbegierige Frage folgte eine beglückende Bejahung, wenn auch nur in einem geschämigen Kopfnicken bestehend, und schließlich sah er das unschuldsvoll muntere Gesicht mit einem herzerwärmenden Leuchten der schönen braunen Augen und einem kindlichen Lächeln voll und ganz auf sich gerichtet. Mit milder Zurückweisung hielt Thekla seinen deutlichen Liebeseifer in den der Straße angemessenen Schranken. Als man wieder auf eine verkehrsreichere Strecke gekommen war, wurde die Gesinnung des geistlichen Raths besprochen. Thekla meinte mit einem vorwurfsvollen Seitenblick, es sei ja freilich schlimm, daß ihr Bewerber gar so wenig christlich sei, aber Habermann's häufigere Bemerkungen

über ihn seien von sichtlich guter Wirkung auf den Onkel gewesen. Schließlich meinte sie:

„Der Onkel hat mich lieb und wird schon mit sich reden lassen. Ich will auch mit der Baronesse sprechen, daß sie uns hilft.“

Als Bienenfeld die Ansicht aussprach, daß er von dieser Seite gar nichts zu hoffen habe nach den ihm gewordenen Erklärungen, da meinte Thekla:

„Ach, das ist nicht schlimm! Damit sollten Sie nur von mir abgeschreckt werden. Wenn die Gute von mir erfährt, daß das nichts genützt hat, dann wird sie murren und mich schelten, aber doch tapfer zu uns stehen!“

Ueber dieses sonnige Bild hatte die Angeberei der Alten häßliches Gewölk gebreitet. Bienenfeld war ein treuer Sohn, und das eigene Glück trat vor der Vorstellung des dem Vater drohenden Unheiles zurück. Er täuschte sich nicht darüber, daß dieses Unheil sich sehr leicht verknüpfen könne mit einer Verschlimmerung des ohnehin so schlechten Verhältnisses zwischen Vater und Sohn; er fühlte sich aber verpflichtet, den Vater zu warnen, ihn vor die Wahl zwischen dem Sohn und dem Gegenstand schmählicher Leidenschaft zu stellen, obwohl er das Leben gut genug kannte, um zu wissen, daß greisenhafter Eigensinn sich am halsstarrigsten gerade in solchen Fällen verliebter Thorheit offenbart. Der Vater war nicht liebevoll mit ihm gewesen, aber ihn schmerzte der Gedanke, den alten Mann im Joch eines solchen Weibes zu wissen, und obwohl ihm das Glück eines innigen Familienlebens seit Langem versagt war, schämte er sich um seines ehrlichen Namens willen, der mit schmutziger Lächerlichkeit behaftet werden sollte, und er gedachte der todten Mutter,

deren Andenken kein ärgerer Schimpf werden konnte. Erst im Laufe der finsteren Gedanken fiel ihm, den Schmerz erhöhend, bei, daß des Vaters thörichtes Handeln das eigene Liebesglück zerstören könne. Jenes Weib war eine Frömmlerin. Es gab Geistliche, denen ihre Verheirathung nur erwünscht sein konnte. Ihr Vorleben war ein Geheimniß, und leicht war es ihnen, einen häßlichen Vorwurf daraus zu bereiten, daß er der Verheirathung wegen mit dem Vater dauernd brach. Er durfte nicht die künftige Stiefmutter an den Pranger stellen und mußte sich schweigend Mißdeutungen seines Verhaltens gefallen lassen, die ihn beim Domherrn in übles Licht setzten. Und, wenn das Vorleben des Weibes doch kein Geheimniß blieb, wenn jene Alte, da sie die Heirath nicht hatte verhindern können, gegen die Verheiratheten ihre Bosheit geltend machte, dann war der Handel nicht viel besser. Mochte er als Sohn auch völlig schuldlos erscheinen, dem Domherrn konnte es nicht gefallen, seine feingebildete, reine Nichte in so fragwürdige verwandtschaftliche Beziehungen treten zu lassen. Es war dem geistlichen Herrn nicht zu verargen, wenn er es vermied, um solch trüber Verhältnisse willen sich in einen Gewissensstreit einzulassen.

Der alten Liesel war indessen ob des guten Gewinnes und der guten Aussicht für das weitere Gelingen ihres boshaften Zieles so fröhlich ums Gemüth, daß zunächst in einer wenige Schritte von des Doctors Wohnung gelegenen Schenke das Goldstück gewechselt und ein süßer Schnaps feinerer Sorte, als das gewohnte Getränk, als Freudentrunk eingenommen wurde. Bis zur Lederergasse war aber eine nicht unbedeutende Strecke zurückzulegen, der süße Schnaps hatte

trefflich gemundet, und der Silberschatz in der Tasche war so ungewohnt reich, daß man eine neue Probe an einer zweiten Stelle machte, wo buntfarbige Flaschen verführerisch zur Einkehr einluden. Dann führte sie der Weg an dem Jesuitenbräuhaus vorbei, und die Erwägung machte sich geltend, daß auf die beiden Schnäpse ein Maß Bier und ein Stück guten Käses dem Magen recht zuträglich sein dürften. Der Zufall wollte es, daß ihr des Weiteren ein stellenloses Dienstmädchen ihrer Bekanntschaft in den Weg kam, das allerlei Vertrauliches zu schwatzen hatte und, nachdem man eine Viertelstunde auf der Straße gestanden hatte, den Vorschlag machte, zu einer Halben in die nahe Wirthschaft einzutreten. Liesel fühlte sich, als sie aus dem Wirthshause kam, zwar in sehr angeregter Stimmung, aber etwas unsicher auf ihren alten Beinen. In der Lederergasse angekommen, konnte sie gleichwohl der Begierde nicht widerstehen, noch ein Schnäpschen zu sich zu nehmen, ein einziges, um besser schlafen zu können. Inzwischen war es Abend geworden. In der Kneipe herrschte reger Verkehr, Liesel traf viele Bekannten und wurde schwatzlustig. Die Anwesenden hatten ihren Spaß daran, das Unsinn schwatzende, angetrunkene Weib durch Neckereien aufzuregen und dabei zu weiterem Trinken zu reizen, bis es unter allgemeinem Gelächter nur noch taumelnd die Schenke verließ. Als die Betrunkene ihr Wohnhaus erreicht hatte und in den Flur hereintappte, öffnete Fräulein Breier die dort befindliche Kellerthür. Sie trug ein kleines Petroleumlämpchen in der Hand und war mit schwarzem Straßenrocke und weißer, gestickter Nachtjacke bekleidet. Liesel stieß einen unartikulirten Laut der Heiterkeit aus und stolperte auf die ehemalige Vertraute zu. Dicht

vor der Kellertreppe machte sie taumelnd Halt, und ihre Hand schwer auf die Schulter der mißgelaunt Zurücktretenden legend, stammelte sie:

„Aha! Ist er wieder da — — — dein — — — ich — — — will auch so einen — — — Wein — — — Wein — — —“

Die Breier wollte sie mit einem kräftigen Stoße abschütteln, die taumelnde Alte hielt sich aber an ihrem Arme fest. Ein kurzer, halblauter Aufschrei ertönte, die Lampe fiel zu Boden und verlöschte zerbrechend, der Klang der aus Liesel's Tasche fallenden Geldstücke begleitete den mehrmaligen dumpfen Aufschlag der in enger Verschlingung die Kellertreppe hinabkollernden Weiber. In der tiefen Finsterniß des Kellers suchte sich Liesel nach kurzer Betäubung aufzurichten. Sie lag auf der Breier, die kurze, wimmernde Laute von sich gab. Bei dem Versuche, sich aufzurichten, verspürte sie einen rasenden Schmerz im linken Beine, so daß sie mit lautem Schrei wieder auf den unter ihr liegenden Körper fiel. Der Schmerz, die Finsterniß, das leise Wimmern der Unglücksgenossin bildeten ein so unheimliches Ganzes, daß die Betrunkene von wahnwitziger Angst ergriffen wurde, die um so mächtiger sie erfaßte, je weniger sie die Fähigkeit hatte, sich auf die Sachlage klar zu besinnen. Mit hastigen Fingern tastete sie an dem Körper der Genossin herum. Erst spürte sie einen wirren Knäuel von Kleidern, dann griffen ihre Hände auf mit wollenen Strümpfen bedeckte Beine, die bei der Berührung zuckten, gleich darauf berührte sie das Gesicht, und von da glitt die Hand nach den Haaren, die naß waren. Entsetzen und Schmerz vereinten sich zu einem thierischen, Kreischen und Brüllen ineinandermischenden

Geschrei, das sie mit äußerster Lungenkraft anhaltend von sich gab. Die schon zur Nachtruhe gerüsteten Hausbewohner liefen herbei. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen trat aus Fräulein Breier's Behausung der Spitalverwalter Bienenfeld mit dem angstvollen Rufe:

„Was giebt's? Was ist geschehen?"

Liesel's, wenn auch nur gedämpft aus der Tiefe dringendes, doch immer noch in seiner sonderbaren Art schrecklich klingendes Geschrei, hatte ihn jede Zurückhaltung vergessen lassen und ohne weitere Ueberlegung vor die Thür getrieben.

Den mit Lampen in den Keller hinabeilenden Bewohnern starrte Liesel mit stierem Blicke, unter unausgesetztem Geschrei entgegen. Unter ihr lag bleich, mit geschlossenen Augen, geöffnetem, die Zähne weisendem Munde, in häßlich verschränkter Stellung Fräulein Breier. Ihr Kopf ruhte in einer Blutlache, Blut rieselte aus ihren Haaren. Noch athmete sie, und bei aufmerksamem Horchen konnte man ein zeitweiliges Aechzen vernehmen; aber sie war ohne Besinnung.

Im Hausflur und auf der Straße hatte sich indessen bereits eine größere Anzahl Neugieriger gesammelt. Der Spitalverwalter war vor den verwundert fragenden Blicken sofort wieder in das Zimmer zurückgewichen. Als er aber eine Frauensperson rufen hörte: „Die Breier ist todt! Sie hat sich den Kopf eingeschlagen!" griff er in jäher Hast nach seinem Hut und stürzte, die Leute beiseite schiebend, auf die Straße.

Man brachte die Verunglückten in die Stube der Breier. Diese selbst legte man auf das Bett und netzte den blutenden Kopf mit nassen Tüchern; die immerfort schreiende Liesel legte man auf das Sopha. Dort beruhigte sie sich. Während das

Lager der leise athmenden Breier von Helfenden, Rathenden und Neugierigen umstellt war, sprach die Alte in kläglichem Tone einen frommen Spruch nach dem andern: „Herr erbarme dich meiner! — — Heilige Jungfrau Maria! — — O du mein lieber Gott! — — Du göttlicher Heiland! — — Schmerzhafte Mutter, bitt' für mich!"

Als eine mitleidige Seele unter den Anwesenden sie fragte: „Wo fehlt's denn, Liesel?" erwiderte sie ächzend:

„Alles ist verschlagen, ich bin hin! O weh, o weh!"

Der herbeigerufene Arzt fand die Breier in den letzten Zügen. Die Anwesenden knieten nieder und beteten das Vaterunser. Bei der Liesel stellte der Arzt einen doppelten Bruch des linken Beines fest. Ein Heilgehülfe wurde noch herbeigeschafft, und unter ihrem wilden Klagegeheule richtete der Arzt mit dessen Beihülfe die beiden Bruchstellen ein, legte einen Verband an und befahl, sie sofort ins Krankenhaus zu befördern.

Doktor Bienenfeld begab sich am folgenden Morgen zu seinem Vater. Von den Geschehnissen in der Lederergasse wußte er nichts. Er fand aber seinen Vater in heftiger Erregung. Ein Mann hatte diesem den in der Wohnung der Breier zurückgelassenen Spazierstock gebracht und mit einem unangenehm lauernden Blick den Tod derselben berichtet.

Als der Doctor ernster Miene sagte:

„Ich habe in einer peinlichen Angelegenheit mit dir zu reden, lieber Vater!"

fuhr der hochgewachsene Greis, der mit seinem gesund gerötheten Antlitz und dem schneeweißen Haar eine stattliche Erscheinung bot, hastig auf:

„Hast schon gehört? Kommt der Herr Sohn, dem Vater Vorwürfe zu machen? Ich hab' mit der Person nichts Unrechtes gehabt; mögen die Leute schwätzen, was sie wollen. Uebrigens sind das meine Sachen und habe ich Niemand Rechenschaft zu geben."

Nach einem kurzen Hin und Her wurde zwischen Beiden der Sachverhalt klar gestellt.

Der Doctor fühlte sich erleichtert bei der Todesnachricht. Das etwaige Geschwätz würde nach kurzer Zeit aufhören, meinte er, und ein großes Unglück sei verhütet worden. Dann berichtete er dem Vater, was er über die Todte erfahren habe. Die, sanfte kindliche Achtung mit leiser Wehmuth mischende Art des Sohnes machte den Alten zugänglicher. Er gestand zu, daß er Heirathspläne gehegt habe, und vertheidigte die Todte als eine gebildete, tüchtige Person. Es geschah dies aber mit einer Lauheit und scheuen Unsicherheit, welche dem Doctor auffielen. Er gab scheinbar nach, redete von möglichen Uebertreibungen, an denen aber doch etwas Wahres sein dürfte, und brachte auf diese Weise nach kurzer Weile den Vater zu dem Geständnisse, daß er im Grunde froh sei, einer drückenden Fessel entledigt zu sein. Die Breier sei in der That ein sittenloses Geschöpf gewesen, das unter der Maske der Frömmelei grobe Lasterhaftigkeit verborgen habe; der Heirathsgedanke sei ihm selber unbehaglich gewesen, aber die Person habe es verstanden, ein unentrinnbares Netz um ihn zu flechten. Die ernste, vorwurfsvolle Miene, mit welcher der Sohn sein Geständniß anhörte, reizte ihn aber zu kindischem Trotz. „Im Uebrigen," sagte er mit erheuchelter Sicherheit, „was ist dabei? Ich bin ein rüstiger, lebenskräftiger Mann, und solche Dinge kommen

oft genug vor im Leben. Das hat auch gar nichts mit dem zu thun, was zwischen uns Beiden in Frage steht. Die Religion, das ist was ganz Anderes, und seinen Glauben kann man unter allen Umständen heilig halten."

Ruhig erwiderte der Sohn:

„Du lenkst das Gespräch nach einer Seite, die meinen Gedanken zunächst fern lag, ich bin aber bereit, dir nach dieser Richtung zu folgen. Es ist ein hartes Ding — ich wenigstens fühle so — wenn Vater und Sohn sich nicht verstehen. Weil ich in gewissen Dingen anderer Meinung bin als du, hältst du mich deiner väterlichen Liebe unwerth — —"

Der Alte machte eine lebhafte Geberde des Widerspruches.

„Wenigstens", fuhr der Doctor fort, „hast du dich mir entfremdet. Vereinte ich mit meinem Unglauben einen sittenlosen Lebenswandel, so hättest du Recht, so aber — — —"

„So aber meint der Herr Sohn, sei er im Grunde besser als sein Vater?" unterbrach ihn der Spitalverwalter mit gekünsteltem Spotte, aus welchem die Unsicherheit des Selbstgefühles herausklang.

„Nie", erwiderte der Doctor, „würde mir solches beifallen. Ich, der Arzt, weiß jede menschliche Schwäche duldsam zu betrachten, um so mehr eine solche meines Vaters. Aber du giebst mir durch diese Schwäche immerhin das Recht zu fragen: Wenn du selber wider deinen Glauben fehlst, warum versagst du um des Glaubens willen mir die väterliche Liebe?"

„Ich wider meinen Glauben fehlen? Weil ich, ein schwacher Mensch, einmal in Sünde verfallen bin, deshalb fehle ich doch nicht an meinem Glauben! Wir sind alle Sünder, die der göttlichen Barmherzigkeit bedürfen, und

diese wird uns nur, wenn wir glauben. Die größte Sünde ist aber die Hoffart, die Gottes entbehren zu können vermeint."

„Vater!" rief der Doctor jetzt in erregtem Eifer. „Danach wäre dir wohl ein sittenloser Sohn, der frömmelnd die kirchlichen Gebräuche beobachtet, lieber als der glaubenslose, der aber seines Wandels sich nicht zu schämen braucht?"

„Daß ich manchen Streich des jungen Blutes bei dir lieber gesehen hätte, als deine Glaubenslosigkeit, leugne ich nicht!" erwiderte der Spitalverwalter, sich noch einmal zu väterlicher Würde aufraffend.

„Du theilst da eine leider weitverbreitete Ansicht!" versetzte der Doctor. „Doch darüber wollen wir nicht streiten. Du bist noch in einem anderen, größeren Irrthum befangen. Du glaubst jeden noch so schweren Fehltritt mit dem Glauben ausgleichen zu können und meinst, die Mittel, welche die Kirche in Bereitschaft hat für Vergebung der Sünden, enthöben dich der Pflicht, dich selber zu bezwingen, Herr deiner Leidenschaft zu werden. Das ist's unter vielem Andern, was ich der Kirche verarge, daß sie die Gläubigen zu solcher trägen Sicherheit eines Formelglaubens, zu sittlicher Schlaffheit, für welche der Priester der stets bereite Seelenarzt ist, verleitet. Aber die katholische Religion ist nicht so schlecht, wie du sie dir denkst, das sage ich, der Ungläubige. Sie verlangt denn doch über den Formelglauben hinaus eine auf eigenem starken Willen beruhende Sittlichkeit, und wenn du diese nicht besitzest, dann treibst du Mißbrauch mit ihr. Das wird dir jeder ehrliche Priester sagen. Ich gehe weiter und sage, die Sittlichkeit, das rechtschaffen sich selbstbeherrschende Wollen des Guten ist des Menschen erste und oberste Religion, und nur darum handelt es sich, ob der Mensch

aus sich selber gut sein kann oder ob er der Lehrmeisterin Kirche immerdar bedarf. So, wie die Dinge stehen, begehst du ein doppeltes Unrecht, mir die volle väterliche Liebe zu versagen. Wärst du in allen Stücken so glaubensstreng gewesen, so könntest du mit einem Schein von Recht, wenn es auch wider die Natur ist, dem Sohne grollen, jetzt aber, da du die Schwäche der Natur mit dem Gesetze der Kirche so geschickt zu versöhnen verstehst, jetzt begehre ich von dir, daß du auch deinen so biegsamen Glauben mit dem heiligsten Naturgefühle versöhnst!"

Der Spitalverwalter fühlte sich sehr unbequem in der Wahrnehmung, daß der Sohn Gewalt über ihn hatte und durch keinerlei Redensarten das väterliche Uebergewicht wieder herzustellen war. Sein Gewissen sagte ihm aber deutlich genug, daß diese Gewalt berechtigt war, und mit dem Gefühl der Achtung vor dem tüchtigen Sohne zog auch die Reue über die lange Verkennung desselben in das väterliche Herz ein.

Zunächst verschanzte er sich hinter die Behauptung, daß er es nie an väterlicher Liebe habe fehlen lassen, daß sein Herz trotz der geistigen Entfremdung immer am Sohne gehangen habe. Der Doctor setzte ihm aber hart zu und wies ihm deutlich nach, wie sich zwischen Vater und Sohn gewisse Geistliche gestellt hätten, erst in der Absicht, den Abtrünnigen durch die väterliche Gewalt wieder in ihre Macht zurückzuzwingen, und dann im eifernden Zorne über das Mißlingen ihrer Absichten.

„Mir aber", schloß er mit ernst zitternder Stimme, „hat es meine Jugend verbittert und mich zum Sonderling gemacht, den Andere, denen nicht der Groll eines beraubten Gemüthes

im Herzen wuchert, einen maßlosen Streithans, einen ungefügen Polterer nennen."

Versöhnt gingen Vater und Sohn auseinander, obwohl die Versöhnung bei der Befangenheit des Vaters, die noch mit falschem Selbstgefühl rang, mehr das Wesen einer beschwichtigenden Beilegung alter Mißverständnisse als das eines vollen Herzensaustausches an sich trug. Bienenfeld war fürs erste zufrieden, da wenigstens die Bahn zum väterlichen Herzen gebrochen war. Die völlige Aussöhnung vollzog sich aber in den nächsten Tagen in ganz anderer Weise, als er gedacht hatte.

Der Unglücksfall in der Lederergasse wurde in der ganzen Stadt besprochen, nicht der Verunglückten wegen, sondern wegen des pikanten Nebenumstandes, daß der als Liebling der kirchlichen Kreise bekannte Spitalverwalter sich zur Abendzeit in der Wohnung einer frommen alten Jungfer befunden hatte. Alsbald knüpften sich an diesen dort belächelten, anderswo mit Stirnrunzeln aufgenommenen Umstand allerlei Gerüchte, die zum Theil sehr faßbare Gestalt annahmen. Aus diesen Gerüchten ergab sich, daß der Herr Spitalverwalter, dessen stattliche Gestalt so würdevoll bei Kirchenfesten und Bittgängen in der Reihe der Frommen aufragte, in still verborgenen Kreisen verkehrte, die keineswegs im Geruche besonderer Frömmigkeit standen, und überdies, daß er, wo es in sicherer Heimlichkeit geschehen konnte, ob Frau, ob Mädchen, ob jung oder schon in sehr reifen Jahren, gern mit sehr zudringlichen Artigkeiten behelligte. Es handelte sich dabei um Einzelheiten recht heikler Art, und der Redacteur eines am Orte erscheinenden radicalen Blättchens machte sich ein besonderes, geschäftlich einträgliches Ver-

gnügen daraus, in dem dunklen Handel mit eifrigen Händen herumzuwühlen. Das Spital war eine Stiftung, die theils unter städtischer, theils geistlicher Aufsicht stand und streng katholisches Gepräge trug. Zwar fehlte es dem Verwalter nicht an geistlichen Freunden, welche die Sache zu unterdrücken bemüht waren, aber der Bischof selbst, dem die Sache zu Ohren gekommen war, übte einen Druck aus, demzufolge ihm bedeutet wurde, er möge freiwillig auf seine Stellung verzichten. Der völlig niedergeschmetterte Mann hatte schon bei dem ersten Auftauchen der Gerüchte dem milde und schonend, aber doch eindringlich fragenden Sohne ein offenes Geständniß abgelegt, aus welchem dieser mit bitterem Schmerze entnehmen mußte, daß sein glaubensstrenger Vater nichts Anderes als ein heuchlerischer Wüstling war. Der zerknirschte, tiefbeschämte Alte gab sich dem Sohne mit der Willenlosigkeit eines ertappten Schulknaben preis. Dieser ließ kein Wort des Vorwurfes hören, sondern war nur bemüht, dem zu greisenhafter, bald apathischer, bald weinerlich klagender Hülflosigkeit herabsinkenden Manne eine feste Stütze zu geben, an welcher er sich zu männlicher Ergebung in das demüthigende Schicksal aufrichten konnte. Als man überall von den galanten Abenteuern des frommen Spitalverwalters zischelte, sah man diesen Arm in Arm mit seinem allgemein geachteten Sohne bald in der Stadt, bald auf der Promenade.

IV.

Die Vorgänge, welche Bienenfeld hinderten, die bei Thekla angeregten Erwartungen zu erfüllen, waren dem Mädchen zunächst verborgen geblieben. Um so beunruhigter wurde sie, als nach mehreren Tagen erregten, aber doch geduldigen Zuwartens noch immer nicht die geringste Kunde von ihm zu ihr drang. An ein Mißverständniß war nicht zu denken, denn sie erinnerte sich jedes Wortes und der unzweifelhaften Deutlichkeit seiner Rede. Bei aller Unerfahrenheit war es ihr aber doch klar, daß man einen so ernsten Entschluß nicht heute offenbart und morgen wieder aufgiebt. Der plötzliche Eintritt neuer Hindernisse schien ausgeschlossen; etwas Nachtheiliges über sie konnte man ihm nicht hinterbracht haben. Nach allem Grübeln und Sinnen kam sie endlich auf den Gedanken, es könnte dem Onkel irgend etwas zu Ohren gekommen sein, und dieser hätte dann Bienenfeld, durch eine Mittelsperson etwa, wissen lassen, daß jeder Bewerbungsversuch vergeblich sei. Es blieb ihr nichts Anderes zu denken übrig, obwohl der Onkel so unbefangen heiter ihr begegnete wie immer. Ihr Verdacht wurde bestärkt, als sie wahrnahm, daß sowohl Kaplan Hergenberger, wie auch bei einem gelegentlichen Besuch Herr Habermann, mit dem Onkel anscheinend Gespräche geführt hatten, die bei ihrem Eintritt jäh abgebrochen wurden, und als sie mit möglichster List Habermann auszuhorchen sich bemühte, fand sie denselben wortkarg und ausweichend. Gern hätte sie sich der Freiin geoffenbart, aber sie scheute sich desto mehr, je mehr ihr einsames Nachdenken die Liebe in ihrem Herzen ausreifen ließ. Sie hatte

den Doctor immer wohl leiden mögen. Ihr hatten verschrobene „Familienromane“ und deren poetisch frisirte Helden nicht die gesunde Herzenseinfalt geraubt, und sein zwangloses, im Verkehr mit ihr Humor entfaltendes Wesen war ihr vertrauenerweckend, zog sie mit einem gewissen Gefühl behaglicher Gemüthlichkeit an. Wenn sie damals, als der ihr noch wenig bekannte Habermann zuerst von dem Doctor sprach, erröthet war, so war dies eine unbewußte, ihr selber unangenehme Regung gewesen, für welche sie keine Erklärung hatte. Auch die von der Freiin später behinderten Spaziergänge mit Bienenfeld hatten ihr nur Wohlbehagen verursacht, Spaß gemacht, weiter nichts. Von bewußter Liebe war bei alledem keine Rede gewesen. Erst als er als Bewerber vor sie hintrat, da wurde es ihr blitzschnell klar, daß es recht traulich sein müßte, mit ihm verheirathet zu sein, und sie empfand es wie die Ueberraschung über ein prächtiges Geschenk, daß er sie lieb hatte. Aber auch da mischte sich in die kindliche Freude noch nicht der Ernst der Liebe. Dieser stellte sich erst mit der Beunruhigung über sein Fernbleiben ein. Die blüthenreine Seele beschäftigte sich zum erstenmal mit der Vorstellung des ehelichen Glückes; die Gestalt des Freiers erfuhr eine wiederholte Prüfung, welche sie glänzend bestand; der Zweifel gebar die Sehnsucht nach einer erst gar nicht bedachten, jetzt aber, da sie von Ferne sichtbar geworden war, begehrenswerth gewordene Zukunft. So sorgfältig der geistliche Oheim ihr Gemüth vor gefährlichen Empfindeleien bewahrt hatte, die jungfräuliche Seele flatterte doch im holden Ahnungsschauer den goldigen Mädchenillusionen träumerisch entgegen. So kam die Liebe und mit ihr der

Schmerz in Thekla's bisher so harmloses Dasein. Der Zufall aber brachte die Entscheidung des schwankenden Zustandes. Als der geistliche Rath einmal, wie täglich nach dem Abendbrot, mit seiner Nichte allein beisammen saß, sie mit Handarbeit beschäftigt, er, die Cigarre im Munde, seine Leibzeitung lesend, las er dem Mädchen, plötzlich heiter lachend, eine unter den vermischten Nachrichten stehende schnurrige Geschichte von einem abgeblitzten Freier vor. Nachdem sich seine Heiterkeit, welche Thekla mit stillem Lächeln begleitete, gelegt hatte, meinte er in munterer Laune:

„Na, Mädel, was wird's wohl mit dir mal werden? Wird gleich der Erste der Richtige sein oder blitzt auch mal Einer ab? Ohne Mann wollen wir doch nicht bleiben? He?"

Da wurde Thekla feuerroth und bewegte sich unruhig auf dem Platze. Der geistliche Rath richtete sich aus seiner bequemen Stellung im Lehnstuhl auf, legte leise die Cigarre weg und sah seine Nichte mit großen Augen an.

„Was ist denn das?" begann er sehr ernsten Tones. „Kind, Kind, du wirst doch . . . ."

„Ja, Mädel, um Gotteswillen!" fuhr er fort, als Thekla vor ihm auf die Kniee fiel und ihr schluchzendes Gesicht in seinen Schoß barg.

Der geistliche Rath mahnte das Mädchen, sich zu fassen, richtete es auf, und als Thekla gesenkten Blickes vor ihm stand, sagte er, in Miene und Ton zwischen Betrübniß und Strenge schwankend:

„Nun rede mir die volle Wahrheit!"

Thekla erzählte erst weinend, dann geschämig murmelnd und schließlich wieder weinend.

Der Domherr hatte seine im Lampenlicht funkelnde Brille unbewegt auf sie gerichtet. Als sie geendet hatte, sah er sie eine Weile stumm an, dann fragte er schroff:

„Ist das die ganze Wahrheit, verschweigst du mir nichts?"

Als Thekla geantwortet hatte, stand der Domherr auf, ging einige Schritte auf und ab, fuhr sich mit der Hand über die bläulich schimmernde Fläche der rasirten Wangen, und dann in ziemlicher Entfernung von Thekla stehen bleibend, sagte er:

„Warum der Doctor seinen Besuch bisher unterlassen hat, weiß ich. 's ist wohl möglich, daß er überhaupt nicht mehr kommt."

Thekla bebte zusammen und sah flehentlich fragend auf den Onkel.

„Es hat einen bösen Handel mit seinem Vater gegeben, der ihn selber zwar nicht belastet, aber doch gerade nicht für die Stellung eines Freiers günstig ist," erklärte der Domherr. „Vor Allem aber", fuhr er mit erhobener Stimme fort, „bist du eine Katholikin, und zwischen einer solchen und einem anerkannten Feinde jedes positiven Glaubens kann es keine Gemeinschaft geben. Soviel hast du in der Schule und von mir gelernt, daß du ihm das selber bei seinem verliebten Geschwätze hättest sagen können. Kein christlicher Vater darf seine Tochter einem solchen Mann geben. Ich vertrete Vatersstelle an dir und würde Sünde thun, gebe ich so etwas zu."

Leichteren Tones setzte er hinzu: „Du bist ein blutjunges Ding, hast dich, als ein Mädchen, das bei dem Worte »Heirath« schon Feuer fängt, überrumpeln lassen.

Sei vernünftig, schlag' es dir aus dem Kopf! Kommt einmal ein braver, christlicher Mann, dann hat es immer noch Zeit."

„Bienenfeld ist brav, das weißt du selber!" bemerkte Thekla schüchtern.

„Davon weiß ich nichts!" erwiderte der geistliche Rath unwirsch. „Er hat gute Eigenschaften, nun ja! Das genügt aber noch nicht, daß Einer kein vollendeter Lump ist. Wenn eine solche Hauptsache, wie die Religion, fehlt, dann ist aus anderen sogenannten guten Eigenschaften nicht viel zu machen, dann ist er für mich, für jeden frommen Christen kein braver Mann mehr."

Er näherte sich seiner Nichte, klopfte ihr zutraulich auf den Nacken und sagte:

„Jetzt weißt du's und nun lassen wir die Sache gut sein. Schlafe darüber und sei vernünftig. 's hat keine Eile mit dem Heirathen!"

Thekla zauderte einen Augenblick, dann sagte sie: „Du nimmst die Sache doch etwas leicht, lieber Onkel."

Betroffen sah sie der Domherr an.

Sie fuhr fort: „Bienenfeld ist ein braver Mann und ich liebe ihn. Nie werde ich gegen deinen Willen handeln, aber so schnell kann ich meine Hoffnung doch nicht aufgeben."

„Habe ich dir nicht zwingende Gründe gegen diese Heirath genannt?" fragte der Domherr etwas befangen.

„Das hast du nicht!" versetzte Thekla, und liebkosenden Tones fuhr sie fort:

„Ich kann auch als seine Frau fromm bleiben, er wird es mir gewiß nicht wehren. Vor Allem mußt du doch

erst selber mit ihm reden, darfst nicht vorher schon eine rasche Entscheidung fällen. Wenn er seines Vaters wegen jetzt nicht zu kommen wagt, dann wird er sicherlich später kommen."

„Als Katholik, als Priester kann ich ihm nichts Anderes sagen als dir!" versetzte der Domherr.

„So meinst du im Augenblick, Onkelchen!" kämpfte Thekla für ihre Sache weiter. „Einen braven Mann schickt man nicht so rasch fort. Da wird sich schon bei näherer Ueberlegung ein Ausweg finden lassen."

„Aber Kind," sagte der Domherr, „wie kommt es denn, daß du dich an diesen Gedanken so festklammerst? Ihr habt ja gar nicht einmal so häufig miteinander verkehrt. Er ist in letzter Zeit wenig ins Haus gekommen, und was du mir erzählst von den Begegnungen .... Ich will nicht hoffen, daß du mir etwas verschweigst und dann hinter meinem Rücken doch ...."

„Nein, lieber Onkel," erwiderte Thekla, „ich verschweige dir nichts. Aber ich liebte ihn schon lange und wußte es nur nicht, daß dies Liebe sei. Erst als ...."

Sie unterbrach sich, und mit zögernder Scheu murmelte sie: „Aber das kannst du ja doch nicht begreifen!"

Der Onkel sah sie überrascht an und senkte dann gleich ihr den Kopf. Erst nach einer Weile sagte er zärtlich:

„Glaub' mir, ich will dein Bestes!"

„Das weiß ich auch," erwiderte Thekla, „aber ...." Sie stockte wieder und maß ihn mit scheuem Blick. Dann sagte sie:

„Du darfst nicht so rasch entscheiden, darfst nicht verlangen, daß ich so leicht meine Hoffnung aufgebe. Ich

will morgen zur Baronesse gehen und ihr Alles sagen. Ihre Meinung sollst du hören!"

„Die Baronesse kann mich nicht über die Pflichten eines Katholiken belehren!" entgegnete der Domherr, und aus dem Tone seiner Rede klang eine zögernde Nachgiebigkeit heraus.

„Sie kann dir aber vielleicht doch einen Weg weisen, der deine Pflichttreue mit meinem Wunsch versöhnt. Sie ist erfahren, ist eine Frau . . . ."

„Ich verstehe! Du meinst, ein weibliches Wesen sei hier am Platze, das dir nachempfinden könne? Die gute Baronesse ist aber nur ein altes Fräulein, dessen Meinung du wohl selber nicht für maßgebend halten würdest, wendete sie sich gegen deine Wünsche."

„Das wird sie nicht, und es ist doch immer besser . . . ."

„Als des geistlichen Onkels in solchen Dingen fragwürdige Meinung!" ergänzte der Domherr mit einem von leiser Bitterkeit durchzogenen Humor. „Meinetwegen magst du sie zu Hülfe rufen. Ich will ihre Meinung hören, wenngleich ich nicht verstehen kann, was dabei herauskommen soll. Der Fall ist klar und einfach. Daß es gerade so kommen mußte, gerade dir! Ich bin kein engherziger Eiferer, hätte bei einem braven Mann kein theologisches Examen angestellt . . . . aber ein Atheist, ein offenkundiger Feind der Kirche . . . . Das kann nicht gehen, kann nicht gehen!"

Er ging kopfschüttelnd auf und nieder.

Seit Thekla für des Doctors Fernbleiben eine Erklärung hatte, fühlte sie sich gestärkt, und des Onkels Verhalten

erhöhte ihre Zuversicht. In einem sanft scherzenden Tone sagte sie:

„Des Atheisten Kenntnisse haben dich gesund gemacht, warum soll seine Herzensgüte mich nicht glücklich machen?"

„Thörichtes Kind! Meinen Körper hat er wohl gesund gemacht, aber deine Seele würde er vergiften!" erwiderte der Domherr.

„Das glaub' ich nun und nimmer, Onkel, daß man schlecht wird, wenn man Bienenfeld heirathet!" sagte jetzt Thekla mit Entschiedenheit.

„Den Glauben reißt er dir aus dem Herzen, und wenn Euch der Himmel Kinder schenkt, werden sie zur Gottlosigkeit erzogen! Ich aber, der Priester, hätte die Hand dazu geboten, daß sich das Geschlecht der Gottlosen vermehrt!" rief der Domherr erregt aus.

Thekla sagte leise: „Du redest dich in Eifer, Onkel! Ich will jetzt zu Bett gehen! Gute Nacht!"

Dabei reichte sie ihm mit scheu abgewandtem Gesicht die Hand. Der Domherr sah erst verwundert darein, dann sagte er mit verlegener Hast:

„Gute Nacht! Gute Nacht, Thekla!"

Sie ging eilfertig aus dem Zimmer, in welchem der Domherr noch lange auf und nieder schritt.

Des andern Vormittags eilte Thekla zu ihrer alten mütterlichen Freundin und schüttete ihr Herz aus. Erst geberdete sie sich sehr tapfer und zuversichtlich. Als aber die Freiin kopfschüttelnd sagte: „Also doch! Ist's also doch so gekommen! Ich hab' das Meinige gethan, es zu verhüten. Jetzt sitzen wir in der Patsche!" da kam die

Angst über das Mädchen, und weinend bat sie, die Freundin möge doch nicht etwa gar den Onkel noch in seinem Widerstand unterstützen.

„Ja, mein liebes Mädel!“ sagte das alte Fräulein dann, mit den Thränen ist da nichts geholfen, auf die kommt's nicht an. Glaub' nur, 's hat auch noch andere Leute gegeben, denen die Liebe das Wasser in die Augen getrieben hat. Das ist nicht lustig, aber es muß verwunden werden und, gut oder schlecht, man verwindet es auch. 's ist eine schmerzhafte, aber keine tödliche Krankheit.“

Dann gab es eine Reihe von Fragen und Antworten, Thränen und bedenkliches Achselzucken, stürmische Schmeichelworte und abwehrende Bedenken. Endlich aber sagte das Fräulein:

„Ein so sauberes Ding hat der borstige Grobian zwar nicht verdient, und vor deinem Geschmack habe ich keinen sonderlichen Respekt, aber 's ist wenigstens ein anständiger Kerl, und das ist mehr, als man heutigen Tages in der Regel findet. Ich will es mir über Mittag noch einmal überlegen und dann heute Nachmittag einmal beim Herrn Onkel vorsprechen. Jetzt hör' das Augenzwinkern und Nasenschnauben auf und warte geduldig ab, wie mit Gottes Hülfe die Sache verläuft.“

Als Thekla nach Hause gekommen war und in ihrem Zimmer eben Hut und Mantel ablegte, lugte der Onkel zur halbgeöffneten Thür herein und rief:

„Komm einen Augenblick zu mir herüber!“

Als das Mädchen in erregter Spannung der Aufforderung Folge geleistet hatte, sagte der Domherr mit einiger Befangenheit:

„Doctor Bienenfeld war bei mir und hat um dich angehalten.“

Thekla wirbelte es vor den Augen. Sie verschlang den Onkel mit einem gierigen Blicke. Dieser fuhr in bedächtig zögernder Weise fort:

„Wir haben uns lange und gründlich ausgesprochen, und er hat einen guten Eindruck auf mich gemacht. Es ist ein offenes Gemüth, ein Mensch, der das Leben ernsthaft nimmt. Ich weiß auch, daß er sich gegen seinen Vater schön benommen hat, und mannhaft war es, daß er sich eben jetzt die Entscheidung geholt hat, nicht klug abwartete, bis seines Vaters Angelegenheit in Vergessenheit kam. Er hat mir auch Zusagen gemacht, die sich hören ließen . . . .“

„Welchen Bescheid hast du ihm gegeben?“ fragte Thekla mit bebender Stimme, die Seele mit Hoffnung belebt.

„Ich habe ihn nicht unmittelbar abgewiesen, aber kein Hehl daraus gemacht, daß seine Sache ungünstig steht!“ erwiderte der Domherr und wendete seiner Nichte dabei den Rücken.

„Ungünstig?“ rief Thekla bitterlich enttäuscht.

Der Onkel sagte: „Ich kann es nicht leugnen, daß nach unserer Unterredung der Entschluß mir schwerer fällt als vorher. Ich sehe jedoch für mein Gewissen keinen Ausweg, der euch günstig werden könnte. Es thut mir leid, glaub' mir, mein Kind, aber ich kann nicht anders!“

Bei den letzten Worten hatte er sich wieder seiner Nichte zugewandt, und eine weiche Bewegung klang in seiner Stimme.

Im selben Augenblick kam Kaplan Hergenberger zu Besuch. Thekla empfand die Störung sehr unliebsam. Noch nie hatte sie den Freund des Hauses so unfreundlich empfangen. Nach einer flüchtigen Begrüßung zog sie sich zurück.

Die betroffene Miene des Kaplans gab dem Domherrn Anlaß, ihn sofort in die Familienangelegenheit einzuweihen. Trotz des innigen Verkehrs, den der Kaplan im Hause unterhielt, war er doch überrascht, mit welch wilder Erregung derselbe die Mittheilung aufnahm. Jede Muskel seines Gesichtes bewegte sich, und die Brust rang nach Athem oder nach Worten, während die sonst ziemlich ausdruckslosen Augen in außerordentlicher Lebhaftigkeit glänzten und die Hände unsicher bald am Brustlatze des Rockes tasteten, bald in die rückwärtigen Taschen fuhren, dann wieder die bartlosen Lippen faßten.

„Das ist stark! Unglaublich!" rief er dann mit einem trocken höhnenden Lachen. „Der Herr geistliche Rath wird es an der richtigen Antwort nicht haben fehlen lassen!"

„Ihnen dünkt des Doctors Begehren anscheinend ganz ungeheuerlich?" fragte der Domherr.

„Ich weiß nicht, soll ich es frech oder dumm nennen!" lautete die Antwort.

„Na, na, so liegt die Sache auch nicht," entgegnete der Domherr. „Er war mein Hausarzt, hat das Mädchen oft genug gesehen und Gefallen daran gefunden. Daß er den Versuch macht, kann ich ihm nicht verübeln, zumal Thekla ihn liebt."

Der Kaplan sah einen Augenblick betroffen auf, dann sagte er:

„Nun ja, beschwätzt hat er das Fräulein mit Redensarten, ihr das Ohr betäubt, und das unschuldsvolle Kind glaubt nun zu »lieben«, ein Begriff, der sich in so ein junges Herz einschmeichelt, ohne recht verstanden zu sein.“

„Meinen Sie?“ sagte der Domherr, den jungen Priester mit langem Blick prüfend. „Nach Ihrer Auffassung hätten wir es mit einem recht einfachen Handel zu thun. Der unwillkommene Freier würde vor die Thür gesetzt und das Mädchen würde sich darein finden. Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Sache nicht so leicht erscheint, sondern recht viel Sorge und Kopfzerbrechen verursacht. Der Mann ist tüchtig, in hohem Maße achtungswerth. Wär' nicht der eine Punkt, keinem Besseren wüßte ich, als ihm, mein Kleinod anzuvertrauen.“

„Der eine Punkt ist aber eben der Hauptpunkt!“ bemerkte der Kaplan. „Herr geistlicher Rath werden doch keinen Augenblick darüber im Zweifel gewesen sein, daß das junge Fräulein diesem Manne geben nichts Anderes heißt, als eine Taube dem Geier überantworten.“

„Darüber, junger Freund, bin ich eben im Zweifel, und was die Geier angeht, des Doctors eigener Vater zeigt leider, welche Vögel in unserem Hause nisten.“

„Die Kirche hat es mit Menschen zu thun, und wird es nie hindern können, daß sich räudige Schafe in der Herde finden. Jedenfalls könnte dieser Umstand nicht rechtfertigen, daß man ein junges Lamm dem Wolf überliefert.“

„Erst war's ein Geier, nun ist's ein Wolf,“ sagte der Domherr erheitert. „Versuchen Sie es doch einmal, dem jungen Mädchen Ihre Vergleiche mundgerecht zu machen. Ihr dünkt der Doctor durchaus nicht ein Raubthier, das

sie zerfleischt, sondern ganz was Anderes. Das eben ist der schwere Punkt. Sie sagen, die Kirche hätte es mit Menschen zu thun. So denke ich auch, und eben darum fällt es mir schwer, einen sonst braven Menschen abzuweisen, den meine Nichte liebt. Mir bangt, das Kind unglücklich zu machen. Sie hat's mir übrigens schon deutlich zu verstehen gegeben, daß ich nichts von der Liebe verstehe, und ich muß ihr ja darin Recht geben. So fehlt ihr auch das Vertrauen zu der Weisheit meiner Entschlüsse, und der Stachel tiefen Zweifels bleibt in ihrem Herzen zurück. Was ich thun sollte, ist mir klar, aber es zu thun fällt mir bitter schwer, und ein Kummer ist's, daß ich's thun muß."

Der Kaplan versetzte darauf: „Sie nehmen die Sache zu schwer, weil es der erste Conflict ist, den Sie mit dem Fräulein durchzukämpfen haben. In wie vielen Familien werden solche Herzensneigungen aus rein materiellen Gründen, aus Standesvorurtheilen zerstört, und hier handelt es sich um eine so wichtige Sache, wie die Religion."

„Sehr wohl, sehr wohl!" erwiderte der Domherr. „Es fällt aber nicht Jedem leicht, ein Menschenglück in Frage zu stellen, den Frieden einer Seele zu stören."

„Sie thun nur Ihre Pflicht," versetzte der Kaplan, „und haben nicht die Sache veranlaßt. Auch ich würde bedauern, wenn dem Fräulein ernstes Leid damit geschehe. Die Schuld daran aber trägt er, der, ich sage es nochmals, mich ein Geier, ein Wolf dünkt, welcher in Ihr friedliches Haus eingedrungen ist. Wenn auch das Herzeleid über Fräulein Thekla käme, es könnte an der Sache nichts ändern. Der Mensch ist nicht auf der Welt, um glücklich zu sein."

„Alles recht klug gesprochen, junger Freund!“ sagte der Domherr. „Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie meiner Nichte diesen Standpunkt begreiflich machen wollten.“

„Ich?“ fragte der junge Priester mit zweifelnder Verwunderung.

„Und warum nicht?“ versetzte der Domherr. „Sie sind der Freund des Hauses, haben die priesterliche Autorität und sind nicht, wie ich, bei der Sache mit menschlichem Gefühl betheiligt. Sie leitet nur das Gesetz der Pflicht, Ihnen ist Thekla nur die des priesterlichen Rathes bedürftige Christin. Im Ernst, ich werde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie das Mädchen auf andere Gedanken bringen.“

„Ich, ich sollte . . . .“ murmelte Hergenberger in lebhafter Erregung. „Ich habe nie das geistliche Vertrauen des Fräuleins besessen, und sollte nun in einer solchen Angelegenheit, die doch für einen jungen Priester . . . .“

„Priester ist Priester; Ihre Jugend hat da nichts zu bedeuten. Aber ich sehe wohl, Sie tragen Scheu, praktisch zu erproben, was sich theoretisch sehr schwungvoll vertheidigen läßt. Sie fühlen eben auch, was ich empfinde, daß wir in dieser Liebe vor einer menschlichen Thatsache stehen, deren Behandlung uns schwer fällt, weil wir ein fremdes Gebiet betreten.“

„Das — — das ist es nicht!“ erwiderte der junge Priester. Er holte Athem und stieß dann, wie zornig, hervor:

„Auch diese — — auch diese menschliche Thatsache ist zu behandeln wie jede andere, mit dem Machtwort: »Du darfst nicht sündigen wider deinen Glauben!« Aber ich, als Freund des Hauses, den man bisher freundschaftlich

harmlos nahm, würde nicht überzeugen können durch plötzliche Strenge."

„Plötzliche Strenge wäre auch nicht der rathsame Weg!" entgegnete der Domherr. „Allein gerade ein vertrauter Freund, der des Onkels Meinung in sanfter Unterredung theilte, würde Eindruck machen; zudem haben Sie den Eifer, die starke Beredsamkeit der Jugend — — —"

„Ich — — ich kann es nicht!" stammelte der Kaplan und zog sich mit fluchtartiger Hast zurück trotz der Einwendungen des Domherrn.

Das Mittagsmahl verlief wortkarg. Der Domherr war nachdenklich. Thekla beobachtete ihn verstohlen. Des Nachmittags kam die Freiin. Sie schickte alsbald die in der Empfangsstube anwesende Thekla fort, und unter vier Augen mit dem Domherrn ging sie entschlossen auf den Fall los.

„Na," begann sie, „da haben wir also die Bescheerung! Ich hab' Ihnen den Handel ersparen wollen und seiner Zeit dem Doctor die Sache möglichst schwer vorgestellt. Es hat nichts geholfen, — was mir von dem Manne eigentlich gefällt — und jetzt heißt es, den Pfarrer bei der Kirche lassen und thun, was Gott recht und den Menschen billig ist. Sie verstehen mich? Daß ich eine fromme Katholikin bin, wissen Sie, und daß ich, ohne Theologie studirt zu haben, doch in Glaubenssachen mehr verstehe, als die meisten Katholiken leider verstehen, werden Sie mir nicht abstreiten wollen. Vor Allem aber traue ich mir in solchen Dingen mehr Lebenserfahrung zu, als ein noch so gescheiter geistlicher Herr haben kann. Das Sappermentsmädel ist gründlich verschossen, und dem armen Wurm zu helfen, bin ich

gekommen. Wollen Sie also meine Meinung hören, Herr geistlicher Rath?"

„Ich werde Ihnen dafür dankbar sein, Baronesse!" erwiderte dieser, „obwohl ich zweifle, daß ich dem armen Kinde helfen kann."

„Sie können's!" antwortete die Freiin. „Wie mir damals der Doctor gekommen ist, habe ich im ersten Augenblick das Ding auch nur von der theologischen Seite angesehen und mir im Ernst gedacht: »Das ist ein schwieriger Fall!« Aber schon damals ahnte ich, es könnte doch einen glimpflichen Ausweg geben. Ich behielt nur meine Meinung für mich, um dem Doctor keine Hoffnungen zu machen. Jetzt habe ich mir's unwiderleglich zurecht gelegt. Zur alten Jungfer werden Sie das Mädel nicht machen wollen. Brave junge Männer, die halbwegs Aussicht auf eine gute Ehe geben, sind so selten, daß man ein solches Exemplar, wenn man es hat, nicht aus der Hand geben soll. Brav ist der Bienenfeld, obwohl er mir zu ruppig wäre. Aber — die Geschmäcker sind verschieden! Soweit wäre Alles in Ordnung. Nun kommt der theologische Fall der bedauerlichen Glaubenslosigkeit des Bienenfeld. Da mein' ich aber zunächst, ein braver Mensch, der nichts glaubt, ist besser als ein solcher, der recht katholisch thut und ein Mordslump ist. Ich kenne solche Leute. Vollkommen ist aber leider nichts in der Welt. Das ist nicht sehr theologisch, meinen Sie? Aber praktisch ist's und zum Guten führt's. Darüber ist einmal kein Zweifel, daß, wie das Volkslied sagt, »von wegen die Buabn der Herrgott die Madeln geschaffen hat«, und daß es ein gar eigen Ding um dieses Zusammenkommen eines Menschenpärleins ist, an das eure Theologie nicht

recht herankann. Freilich, ihr spendet das Sacrament der Ehe und gebt so dem Bunde die kirchliche Weihe. Das ist aber doch nur die Folge einer Ursache, nicht die Ursache selber. Die Trauung macht nicht die Ehe. An das aber, was der Ehe tiefstes Wesen ist, könnt ihr nicht heran, das ist euch unfaßbar, das hat der liebe Gott sich selber vorbehalten, gerade so, wie ihr das Getreide nicht wachsen und nicht Sonnenschein und Regen machen könnt. Davon also, meine ich, muß der geistliche Rath und Doctor theologiae die Finger lassen, und nur der Onkel soll seinen gesunden Menschenverstand zu Rathe ziehen."

Der Domherr nahm die Rede der alten Freiin mit großem Wohlwollen auf, machte aber doch mancherlei Bedenken gegen ihre theologischen Ansichten geltend. Sie blieb jedoch standhaft bei ihrer Ansicht, daß Liebe und Ehe Dinge seien, bei welchen die hochwürdige Geistlichkeit nichts zu sagen hätte. Selbst auf den Vorhalt der gemischten Ehen erwiderte sie:

„Ihr habt's verboten und habt eure guten Gründe dafür! Aber ich bin doch ketzerisch genug zu sagen, ob lutherisch oder katholisch, hat, wenn sich zwei Menschen in Liebe finden, eigentlich nichts zu sagen. Wenn ihr's verbietet, gebraucht ihr eine Vorsichtsmaßregel, die ich billige der Kinder wegen. Aber ich kann mir nicht helfen, ihr greift über auf ein Gebiet, das dem Herrgott allein gehört, denn der Natur könnt ihr nicht gebieten!"

„Der Natur?" wandte der Domherr ein. „So hätten wir auch nicht die Macht, das Sittengesetz aufzustellen, welches die unbändige Natur beherrscht?"

„Da haben wir den wunden Punkt!" sagte die Freiin. „Ich bin alt, und Sie sind ein Priester. Wir können also deutlich reden. Ihr unterscheidet nicht zwischen bösen Auswüchsen der Natur, die Ordnung der Menschheit störenden Leidenschaften und jenem heiligen Walten des Gesetzes Gottes, das, sich der Ordnung beugend, dieser Ordnung dient. Ihr meint, sündhaft müßte Alles sein, was Ihr nicht approbirt und benedicirt, gerade wie die Polizei glaubt, sie sei nicht der Bürger wegen, sondern die Bürger seien deshalb da, damit die Polizisten protokolliren können. Nicht Gottes Ordnung meistern, sondern nur sie überwachen sollt ihr!"

„Baronesse, Baronesse!" sagte der Domherr, mit dem Finger drohend. „Sie sind eine arge Freidenkerin!"

„Das lass' ich nicht gelten, geistlicher Rath!" versetzte diese. „Ich bin eine Katholikin, halte meinen Glauben hoch und will selig sterben, aber ich habe auch mein gesundes Gefühl und will verhüten, daß Sie Ihr eigenes gesundes Gefühl unter theologischen Tüfteleien ersticken und in Gottes Fügung, die den ungläubigen Doctor vielleicht nicht umsonst in eine Domherrn-Nichte verliebt gemacht hat, vorwitzig eingreifen."

Sie stritten sich noch eine Weile in gutartiger Weise herum. Dann kam die Freiin in Thekla's Stube mit der frohen Botschaft:

„Sei nur ruhig, Mädel! Mürbe ist er schon, noch ein bischen Geduld, und er wird butterweich!"

Die alte Dame befand sich aber in einem schweren Irrthum. Der Domherr hatte zwar aus ihren Worten Mancherlei herausgehört, was ihn sympathisch anmuthete, aber dabei auch nicht Weniges, was dem Priester bedenklich erscheinen mußte. Daneben klangen ihm die Worte des

jungen Kaplans ins Gedächtniß, die den priesterlichen Standpunkt in scharfer Klarheit festgestellt hatten. Hätte er das Mädchen nicht so lieb gehabt, hätte der Doctor bei der Unterredung nicht einen so vortrefflichen Eindruck auf ihn geübt, dann wäre der Priester rasch entschlossen gewesen. So aber trat an den Menschen die schwerste Prüfung seines Lebens. Er war bisher nie mit seinem geistlichen Berufe in Zwiespalt gerathen. Ohne Anfechtungen und Zweifel hatte er befriedigt und behaglich, ein guter und heiterer Mensch, gewissenhaft und doch ohne Beschwerniß sein Priesterkleid getragen. Jetzt sollte es in seinen gereiften Jahren sich rächen, daß er sein Herz auf die edelste Weise gleich anderen Menschen an ein irdisches Wesen gehängt hatte. Er wollte ein treuer, vorwurfsfreier Priester bleiben, und bisher war es ihm immer so gut gelungen, damit eine maßvolle, mit heiterer Duldung ins Leben blickende Gesinnung zu vereinen. Für manche Fragwürdigkeit hatte er schon einen versöhnlichen, beschwichtigenden Rath, ein duldsames Lächeln gehabt; jetzt da er die Duldung für sich selber brauchte, jetzt, trat immer wieder der starre Priester in seinem Gewissen hervor, der da sagte: »Du darfst nicht!« In seiner Herzensnoth fiel ihm urplötzlich der Bischof ein. Der Kirchenfürst behandelte ihn wie einen Freund, er war ebenso gewissenhaft im Glauben, wie lebensklug. Ihn um Rath zu fragen, schien ihm ein guter Gedanke. Daß eines Bischofs Rath eine Entscheidung, einen Befehl bedeutete, dessen war sich der Domherr wohl bewußt. Er gedachte der Worte der Freiin und zögerte einen Augenblick, das Schicksal seiner Nichte so unbedingt der kirchlichen Autorität zu unterwerfen und sich selber die Hände zu

binden. Allein er fand doch keinen besseren Ausweg. Ohne Thekla Mittheilung davon zu machen, begab er sich des folgenden Tages in den bischöflichen Palast. Noch nie hatte er den Weg so beklommenen Herzens zurückgelegt. Der Priester in ihm fühlte sein Gewissen entlastet, Thekla's Onkel bangte vor dem Ausgange dieses wie ein Glücksspiel erscheinenden Schrittes. Der zum engeren Freundeskreise des hohen Herrn gehörige Domherr wurde ohne langes Warten sofort angemeldet und ebenso schnell vorgelassen. Mit munterer Leutseligkeit schritt der Bischof auf ihn zu.

„Ei der Tausend, mein lieber Freund, was führt denn Sie her?" sagte er und blickte dann verwundert auf die ernste unterthänige Miene des geistlichen Raths.

„Bischöfliche Gnaden!" sagte dieser mit tiefer Verbeugung. „Ich wage es, Sie mit einer Privatangelegenheit zu behelligen, die aber zugleich eine Gewissensfrage für mich in sich schließt."

„Was ischt denn dös? Nehme Se Platz!" entgegnete der Bischof, dem Domherrn einen grünen Plüschfauteuil an dem nach dem winterlichen Garten gehenden Fenster zuweisend, während er sich auf einen gleichen gegenüber setzte.

Der geistliche Rath begann zu erzählen. Nur einmal unterbrach ihn der Bischof bei der Nennung Bienenfeld's.

„Dös ischt doch nicht der atheistische Doctor, der Sohn von dem saubere Spitalverwalter?"

Auf die bejahende Antwort wurde das Gesicht des Bischofs sehr ernst. Je weiter der Domherr in seiner Erzählung fortfuhr, und je deutlicher er Thekla's Neigung und des Doctors »sonst« tüchtige Gesinnung hervorhob, desto ernster und hochfahrender wurde das bischöfliche Antlitz. Die

Gestalt streckte sich in ihrem Sitze, die mächtige Nase wurde nach aufwärts gerichtet und erschien um so größer, je mehr sich das recht freundlich lächelnde Gesicht verlängerte. Schließlich runzelte sich die Stirn, und die Hand klopfte unruhig auf die Stuhllehne.

Als der Domherr geendet hatte, entstand eine kurze Pause, während welcher ihn der Bischof in sehr unbehaglicher Weise fixirte. Dann begann er in einem anscheinend gleichgültig erhabenen Tone, durch welchen bittere Ironie hindurchklang:

„Es ischt sehr löblich von Ihne, daß Sie meine Meinung in dieser Sache einhole, geistlicher Rath! Aber Sie konnten dieselbe meines Erachtens vorher wisse. Der Mann ischt, glaub' ich, nicht aus der katholischen Gemeinschaft ausdrücklich ausgetrete, ischt also formell katholischen Bekenntnisses. Ein kanonisches Ehehinderniß liegt demnach nicht vor, und somit kann ich in einer Privatsache, wie die Verheirathung Ihrer Nichte, nichts verbiete. Daß aber ein Prieschter, der ein ihm pflegebefohlenes Mädchen einen glaubenslose Mann heirathe läscht, nicht mein Freund mehr sein kann, darüber sind Sie sich wohl im Klare."

Nach diesen Worten erhob sich der Bischof und neigte leise den Kopf, wie es Uebung war als Zeichen, daß eine förmliche Audienz beendigt sei. Hierauf that er einige Schritte in das Zimmer und blieb dort in seiner ganzen Bischofswürde aufgerichtet stehen. Noch einmal nickte er, aber durchaus nicht wohlwollenden Blickes, als der Domherr mit tiefer Verbeugung, nach rückwärts schreitend, sich zurückzog.

So war das Loos gefallen. Daß der geistliche Rath und Domherr Dr. Frank nach solchem bischöflichen Aus-

spruche seine Nichte mit Bienenfeld hätte verheirathen können, war undenkbar. Wohl regte es sich im Innern des Domherrn wie Groll, wenigstens über die hochfahrende Art, mit welcher der Oberhirt ihn behandelt hatte, und es tauchten aufrührerische Gedanken von hierarchischer Despotie, unwürdigem Drucke u. dgl. auf, aber solche Einflüsterungen des Versuchers wurden mit der Kraft der Berufstreue unterdrückt. Dem menschlichen Schmerz über das Leid, das er seiner Nichte bereiten sollte, gab er sich um so rückhaltloser hin. Er zögerte zu Hause eine gute Weile, ehe er den verhängnißvollen Schritt that. Endlich aber mußte es doch geschehen, und unter einem großen Aufwand von Trostesworten und Liebesversicherungen erfuhr Thekla, daß der bischöfliche Wille ihr Liebesglück vereitelt habe. Wohl regte sich in ihr der Gedanke: „Was hat denn der Bischof damit zu thun?" aber sie sprach ihn um so weniger aus, als sie sah, wie der Onkel selber bewegt war. So ergab sie sich unter Thränen und Schluchzen, und in einer schlaflosen Nacht ertrug sie, so gut es ging, den ersten Lebensschmerz.

Es war am andern Tage des Mittags gegen zwölf Uhr, als der Domherr das Rasseln eines vor sein Haus fahrenden Wagens vernahm. Er sprang von der Lectüre auf, und ans Fenster tretend, sah er eben den Bischof seiner Equipage entsteigen. In gewaltiger Ueberraschung stürzte er der Treppe zu, den Oberhirten zu empfangen.

Dieser rief ihm, bereits die ersten Treppenstufen betretend, von unten zu:

„Guten Morgen! Bleibe Sie nur obe! Ich muß Ihne e langes G'schichtle erzähle von en Entebrate und e Weibsperson, die gescheiter ischt als e Bischof!"

Der Domherr war über die sonderbare Rede zwar erstaunt, ahnte aber aufjubelnden Herzens erfreuliche Kunde.

Der Bischof stieg behende die Treppe empor, sich mit der einen Hand am Geländer haltend, mit der andern den violetten Talar etwas aufhebend. Auf den letzten Stufen nahm er den schwarzen breitkrempigen Filzhut mit der goldenen Schnur ab und bot dem Domherrn ein freundliches „Grüß' Gott!" Als er unter dessen eilfertig unterthänigem Geleit in das Empfangszimmer geführt worden war, sagte er mit einem flüchtigen Blick durch den Raum:

„Mache Se nicht viel Umständ', lieber Frank! Ich will gemüthlich plaudern mit Ihne. Das thu' mer am beschte bei en Cigarrle!"

„Darf ich bischöfliche Gnaden vielleicht ein Glas Wein anbieten?" fragte der Domherr, beglückt über des Oberhirten gemüthliche Stimmung.

„Na, Se werde wohl Ihrem Bischof kein' Racheputzer vorsetze!" erwiderte dieser.

Der Domherr bot nun dem Bischof einen Sitz an und bat um einen Augenblick der Geduld. Er eilte zur Haushälterin, dann brachte er selber aus seiner Schreibstube Rauchzeug herbei. Als beide Herren die Cigarren in Brand gesteckt hatten, begann der Bischof:

„Nu höre Se das kuriose G'schichtle an. Ich hab' mi geschtern recht geärgert über Sie. Sie waren mir gerad' krumm in den Weg komme. Kurz zuvor hat mer der Generalvikar erzählt, daß bei dem Gered' über den Spitalverwalter Bienefeld auch e schmutzige Geschicht' vom Kaplan in der St. Andreaspfarr' aufgewirbelt worden ischt."

„In der St. Andreaspfarre?“ fragte der Domherr überrascht.

„Ja! Aber Ihr guter Freund, der Hergenberger, ischt's natürli nit, sondern der Ander', der Dilldorfer; der hat da was gehabt mit einer Wirthsmagd. Das Ordinariat hat davon gehört, und der Bursch' hat auch eingestande. Natürli wandert er morgen schon ins Prieschterhaus. Se wisse aber, wie mich solche Geschichte giften!“

„Hergenberger war erst gestern bei mir und sagte kein Wort!“ versetzte der Domherr, der nun auch den Schlüssel zu des Kaplans eifernder Beredsamkeit zu besitzen glaubte.

„Das g'fällt mer von dem jungen Mann, daß er über so was schweigt!“ sagte der Bischof. „Also gut. I war giftig, wie Sie mer mit Ihrer Angelegenheit gekomme sind, und den ganzen Tag hab' i nit an den miserabligen Kaplan, sondern an Sie gedacht, daß sogar bei de Beschte unsichere Gesinnunge herrsche! — Warte Se nur! — 's kommt noch anders! Auf die Nacht schickt mir die Limpurger, mei Haushälterin, en Entebrate zum Abendesse. I ess' nu Ente für mein Lebe gern, aber auf die Nacht kann i's nit vertrage. Da hab' i mi no über die Limpurger geärgert und 's Entle hab' i do gesse. In der Nacht bin i nu recht krank worde. Beim Kaffee lass' i mir die Limpurger komme und schimpf's ordentli aus. Dabei sind wir ins Rede komme; i sag' dann, daß i mi de ganze Tag g'ärgert hätt', se fragt über was, und i — 's war recht unrecht von mir, und i muß um Verzeihung bitte — i plausch da Ihre Privatangelegenheit aus. De Limpurger, dös wisse Se wohl, ischt eine Wittib, hat drei erwachsene Kinder auswärts. Die meint nu, so eine Heirath mit einem ungläubigen Menschen

möcht freili nit schtatthaft sei, aber, sagt se, Gefahr ischt auch keine dabei, wenn nur 's Fräule richtig ischt. Der Mann, meint se, hat schon in ander Ding nit viel zu sage oder muß wenigschtens nachgebe, und was die Religion angeht, so ischt die bei de Frauensleut' so fescht eingewachse, daß e Mann, wenn er's auch versuche wollt', da nit viel ausrichte würd', und über die Kinderle hätt' auch de Frau 's Meischte zu sage. Denn, meinte se no, eher thät' vielleicht der Mann vernünftig werde, wenn er sieht, daß de Frau brav ischt bei ihrer Religion, als daß de Frau verderbe würd'. Und endli sagt se, de meischte Männer kümmere sich um nix mehr, wenn se gut zu esse habe, kei Hemdeknopf fehlt und 's Weible nit mault. Die Limpurger ischt e chrischtliche Person, und wie se das Alles gesagt hätt', das hat ganz hörbar geklunge. I hab' mer e paar Stunde besonne, denn gerad' Ihne möcht' i nit weh thue. Da hab' i mer denkt, es wär' ja besser, wenn's andersch wär', aber wir könne de Liebschafte nit aus der Welt bringe, und 's ischt alleweil besser, wir leite mit sanftem Zügel, als wir ziehe zu feschte an, daß de Rößle wild werde und durchgehe. Der Doctor, hab' i mer denkt, wird am End' erst recht wüthig, und wir haben's auf dem Gewisse, wenn er sich ganz dem Teufel ergiebt, wo doch e Besserung nicht unmöglich ischt, und das Mädle setzt' sich am End' auch in den Kopf, es sei ihm Unrecht geschehe, und verliert die Glaubensreinheit, geräth in böse Zweifel. Sie sind noch in gute Jahr und könne de junge Leut' überwache, daß sich de Hausschtand nicht auf ganz unchrischtliche Grundlage aufbaut, und dösch muß ich Ihne auch aufs Gewisse binde. Sonst mein' i, könnt's man wage und der Gnade Gottes das Weitere

überlasse. So, dös isch de Geschicht' vom Entebrate und seine Folge."

Schmunzelnd sah der Bischof nun auf den Domherrn, der des Oberhirten Hand küßte und in lebhaften Dankesworten aussprach, welche schwere Last ihm vom Herzen genommen sei. Die Haushälterin meldete schüchtern durch die halbgeöffnete Thür, daß im Speisezimmer das Frühstück bereitgestellt sei. Dorthin geleitete der Domherr nunmehr seinen hohen Gast. Neben einer Flasche edlen Rheinweins war Kaviar und auserlesene kalte Fleischspeise auf dem fein gedeckten Tische vorgerichtet.

„Heiße Sie das e Gläsle Wein?" bemerkte der Bischof munter, dann fragte er:

„Aber wo ischt denn das junge Fräule? Das muß uns doch Gesellschaft leiste!"

Der Domherr eilte, Thekla herbeizuholen. Schüchtern und hocherröthend nahte dieselbe dem Bischof, dessen Hand unter tiefer Verbeugung küssend.

Er sah sie freundlich an und meinte: „Sie sind, seit ich Sie das letzte Mal gesehen habe, zur stattliche Jungfrau herangewachse. Ich muß mit Ihne ein ernstes Wörtle rede! Se fange uns schöne Sache an! Heirathe wolle Se? So e junges Blut sollt' noch e bisle warte, mein' i. Aber was verschteht denn e Bischof vom Heirathe, denkt sich das Fräule wohl. Ischt's nicht so? E bisle was verschteht er doch und zwar was recht Wichtiges. Die Ehe ischt ein Sacrament und von Gott eingesetzt zum chrischtliche Lebe. Mit dem Herrn Bräutigam schaut's aber, was dös Chrischtenthum angeht, nit recht gut aus. Da hat de junge Frau doppelte Pflichte zu erfülle. Vielleicht hat es

die Gnade Gottes so gefügt und der junge Herr soll durch seine Frau eines Bessern belehrt werde. Dann gereicht diese Ehe zum Sege und das wolle wir von Gott erbitte. Einschtweile wünsch' ich Glück, liebes Fräule!"

Thekla war betäubt und sah mit starr verwundertem Blicke auf den Onkel, der ihr in kurzen Worten den Sachverhalt erklärte. Nun traten dem Mädchen die Freudenthränen in die Augen, mit denen sie die Hand des Bischofs, welche sie nochmals küßte, benetzte.

V.

Frau Bertha und Habermann trafen sich zuweilen bei den Eltern der Ersteren und zwar in einem komischen Gegenspiele. Bertha war bestrebt den Begegnungen auszuweichen, Habermann gab sich Mühe sie herbeizuführen. Er zeigte sich demgemäß ebenso heiter, wie sie befangen war. Sie scheute sich aber jedesmal, in auffälliger Weise die Flucht zu ergreifen. Sprach sie auch wenig mit, so hörte sie doch die Unterhaltung der Eltern mit dem stets liebenswürdigen Habermann, dessen Wesen eine behagliche Unterhaltungsgabe offenbarte, ohne daß er zur Klasse der bald ermüdenden Schwätzer und Spaßmacher gehört hätte. Dem mehr und mehr hervortretenden Bestreben ihrer Mutter, sie zu einem längeren Zwiegespräche mit Habermann zu treiben, wich sie mit listigem Geschicke aus, ohne dabei unartig zu werden. Habermann vermied Alles, was als aufdringliche Courmacherei hätte erscheinen können, huldigte ihr aber doch,

indem er möglichst häufig bei seiner allgemein gehaltenen Unterhaltung sich gegen sie wandte und auch sonst keine Gelegenheit zu jenen kleinen Aufmerksamkeiten versäumte, für welche sich für einen jungen Mann bei Anwesenheit einer jungen Dame immer zufällige Gelegenheit bietet. Nach wie vor speiste Habermann des Sonntags mit dem Präses an ihrem Tisch und trug nach dem Essen etwas auf der Violine vor. Bertha's Mutter wußte davon, und gelegentlich redete sie Habermann darum an, er möge ihr doch auch einmal etwas vorspielen. Dieser sagte bereitwillig zu, und man setzte Tag und Stunde fest.

„Du kommst doch auch?" fragte die Mutter Bertha.

Diese zauderte einen Augenblick, dann sagte sie: „Vielleicht — wenn es mir möglich ist!"

Und sie kam.

Habermann trug mehrere Stücke vor. In den Zwischenpausen gab die Mutter ihrem Entzücken überschwenglichen Ausdruck und wendete sich an Bertha mit deren Urtheil erholenden dringlichen Fragen. Mit freundlicher Höflichkeit lobte diese die ihr bekannte Meisterschaft Habermann's. Die Mutter war damit nicht zufrieden.

„Früher hättest du dich gewiß viel begeisterter ausgesprochen!" sagte sie schmollend und brachte dadurch Bertha in peinliche Verlegenheit. Gleichwohl ließ sie sich von dem flehentlichen Blick nicht abhalten, zu Habermann gewendet fortzufahren:

„Sie war früher eine begeisterte Musikfreundin, und ich glaube, sie hat fast so gut Klavier gespielt, wie Sie die Geige. Sie hätten sie hören sollen!"

Habermann streifte seine junge Tante mit einem kurzen Blicke, den diese scheu auffing. Die Mutter aber sagte nach einer kurzen Pause:

„Einmal könntest du uns doch was vorspielen. Die Noten, die ich aus deiner Wohnung mitschleppte, als du — — —“

„Die Tante hat keine Lust, und zur Musik darf man nicht gezwungen werden. Die muß Herzensbedürfniß sein!“ bemerkte Habermann, als er wahrnahm, daß Bertha sich von der Mutter gequält fühle.

Bertha sah ihn jetzt sehr freundlich an, dann senkte sie wieder den Blick und sagte leise:

„Ich habe gar keine Uebung mehr!“

„Es macht Ihnen eben kein Vergnügen,“ meinte Habermann, „sonst würden Sie die Uebung nicht verloren haben.“

„So spiel’ uns doch was!“ drängte die Mutter. „So gar lange ist’s noch nicht, seit du nicht mehr spielst, daß du’s schon verlernt hättest.“

Eine kurze Pause entstand, während welcher Habermann seine Blicke prüfend zwischen Mutter und Tochter wechselte. Plötzlich erhob sich Bertha mit der ernst klingenden Frage:

„Wo hast du denn die Noten, Mama?“

Die Alte sprang auf und eilte in ein Nebenzimmer.

Habermann aber sprach:

„Wenn Ihnen das Spielen unbequem ist, Frau Tante, so lassen Sie es doch. Wenigstens möchte ich nicht als mittelbare Ursache einer Belästigung erscheinen.“

„Ach nein, durchaus nicht!“ entgegnete Bertha.

„Wie lange haben Sie schon nicht mehr gespielt?“ fragte nunmehr Habermann.

„Seit dem Tode meines Mannes,“ erwiderte sie.

Habermann schwieg eine kleine Weile, dann sagte er:

„Edle Musik ist die beste Vermittlerin zwischen einsamen Gemüthsbewegungen und dem Bedürfnisse nach Entäußerung derselben. Auf mich wenigstens hat sie stets bessernd gewirkt, wenn ich einmal verstimmt oder unruhig im Gemüthe war.“

„Sie betrachten die Musik also nicht blos als Zeitvertreib?“ fragte Bertha.

„Zu einem Zeitvertreibe in dem Sinne, daß man die Langeweile damit todt schlägt, steht sie mir wahrlich zu hoch!“ erwiderte Habermann. „Es ist aber ein werthvoller Zeitvertreib, wenn man berufsfreie Stunden, statt sie zu verschleudern, mit ihr verbringt, nicht minder gut, als die Beschäftigung mit einem guten Buche. Der Mensch lebt nicht von der Berufsarbeit allein, er bedarf der Erholung und der Freude; doch darum handelt es sich, wie er diese Erholung sich gestaltet, ob edler oder gemeiner.“

„Der Mensch bedarf der Freude, meinen Sie?“ fragte Bertha.

„Gewiß, wie jedes lebendige Geschöpf, wie jeder Vogel, der im Gebüsche singt, und noch mehr, denn er ist ein höheres Geschöpf, ist feiner organisirt und empfindet darum lebhafter. Wer nicht frei ausathmen, die frischen Kräfte, die in ihm leben, zur Entfaltung bringen kann, der verkümmert in der einen oder der andern Weise und erfüllt nicht, wozu ihn der Schöpfer bestimmt hat.“

Bertha sah ihn mit ihren großen blauen Augen neugierig an. Dann lächelte sie und sagte:

„Sie haben eine sehr heitere Lebensauffassung. Ob aber der liebe Gott damit etwas zu thun hat, weiß ich doch nicht!“

„Gewiß!“ erwiderte Habermann mit kräftigem Nachdruck. „Gott will für jedes seiner Geschöpfe das Beste und giebt ihm Alles, was es zu einem glücklichen Leben braucht. Nur die Menschen sind es, die sich gegenseitig das Leben verkümmern oder mit der Last der Vorurtheile sich selber den Lebensweg erschweren.“

Die Mutter trat mit einem großen Pack von Noten in die Stube, den sie auf das Pianino legte mit den in strahlender Heiterkeit gesprochenen Worten:

„Nun such' dir was recht Schönes aus!“

Bertha trat an das Pianino und kramte in den Noten.

Die Mutter deutete inzwischen Habermann durch beredte Mimik an, wie sehr sie sich darüber freue, sie ans Klavier gebracht zu haben.

Habermann war der Tante behülflich, das Pianino zu öffnen.

„Ich danke!“ hauchte sie leise, und mit zitternden Händen legte sie das Buch auf das Pult. Er blieb an ihrer Seite, die Notenblätter umzuwenden. Sie zögerte einen Augenblick und bewegte sich unruhig auf dem Stuhl, ehe sie zu spielen begann. Dann griff sie mit plötzlichem Entschlusse auf die Tasten, und alsbald ertönten die Klänge eines schwierigen Concertstückes, das sie mit dem das ganze Instrument erschütternden, mächtigen Anschlage der Virtuosen und mit deren fiebernder Fingergelenkigkeit ausführte. Habermann beobachtete die bleichen, wie durchscheinend zarten kleinen Hände, die über die Tasten hin- und herflogen und von Sekunde zu Sekunde mehr Leben zu gewinnen schienen. Er bemerkte auch, wie das, von oben und im Profil gesehene, kindlich reizende schmale Gesichtchen sich immer mehr bis zur purpurnen

Gluth röthete, die aus dem Gesichte sich allmählich in den Nacken ergoß.

„Wenden! Wenden!“ rief sie ihm einmal hastig zu, als er seines Amtes zu vergessen schien, und fuhr dann fort, den lesenden Kopf fast mit derselben Hast, wie die kunstfertigen Finger, zu bewegen. Aber nicht nur Kopf und Finger, der ganze Körper der in den Tönen schwelgenden Künstlerin wurde bewegt und erregt. Als der letzte Ton verklungen war, sprang sie, den Stuhl mit einem heftigen Ruck zurückstoßend, auf, im glühenden Gesichte leuchteten die Augen wie fiebernd, und sie hielt die Hände einen Augenblick an die Schläfen.

Die Mutter klatschte und rief ein um das andere Mal: „Bravo! Bravo!“

Habermann aber sagte mit ruhigem Nachdruck, sich leicht vor Bertha verneigend:

„Sie sind eine große Künstlerin, Tante!“

Sie schien davon nichts zu hören. Wie berauscht starrte sie vor sich hin.

Habermann beobachtete sie, von ihr ungesehen, mit gespannter Befremdung. Er sah es ihr an, daß eine heftige Erregung in ihrem Innern herrschen mußte, und in diese Beobachtung versenkt, achtete er kaum auf die Reden der Mutter.

Endlich sagte diese:

„Nun wollen wir aber öfter hier musikalische Unterhaltung haben. Herr Habermann geigt, du spielst Klavier; das sollen schöne Stunden werden! Da fällt mir bei: Herr Habermann kann uns gewiß Noten für Klavier und Violine beschaffen. Ihr zwei spielt dann auch Duette. Das wird ein Concert,

für das man ein sehr hohes Entree verlangen könnte! Nicht, Herr Habermann?"

Dieser erwiderte zurückhaltend:

„Wenn es der Tante genehm ist, bin ich mit Vergnügen bereit."

„Bertha, hörst du? Willst du nicht?" fragte die Mutter.

„Gewiß, gewiß!" sagte diese sichtlich zerstreut, und hastig setzte sie hinzu:

„Ich will jetzt nach Hause gehen!"

Die Mutter machte Einwände, die Bertha mit wachsender Erregung zurückwies. Habermann sah sich gezwungen, ihr sein Geleit anzutragen; er bestand aber nicht darauf, als er sah, daß sie mit großer Verlegenheit sich bemühte, ihn davon abzuhalten.

Sie ging nicht nach Hause, sondern lenkte ihren Schritt zu Frau Erkrath. Von der Mutter hatte sie die innere Unruhe fortgetrieben; sie wollte aber nicht allein sein, sondern hatte ein Bedürfniß, die gesunde, herzstärkende Luft einzuathmen, die von der ihr lieb gewordenen Frau ausging. Längst hatte sie es kommen sehen, daß sie sich eines Tages an das Klavier setzen und dadurch dem innerlich schon vollzogenen Bruche mit ihrem bisherigen Geistesleben äußerlichen Ausdruck verleihen würde. Es waren auch nicht Gewissensbisse, die sie so lebhaft erregten, denn sie betastete nicht mehr so ängstlich, wie früher, ihre Seele und wußte, daß sie keine Sünde beging. Sie hatte das ascetische Leben satt, gründlich satt. Durch Frau Erkrath war der erste Anstoß der Sinneswandlung gekommen, bei ihren Eltern umfingen sie alte Erinnerungen und Gewohnheiten, und der Präses vor Allem verursachte ihr mehr und mehr Unbehagen,

das Zusammenleben mit ihm wurde zur Last, die durch ein Gefühl des Mitleids, das sie empfand, nicht erleichtert wurde. Er war zur wandelnden Leiche geworden, hohläugig, lederfarben, mit gekrümmtem Rücken. Wenn sie ihn ansprach, fuhr er, wie erschreckt, aus starrblickendem Brüten auf. Wohl beichtete sie ihm noch jeden achten Tag, aber sein Seelenrath war matt und schlaff, und sie vermuthete, es hätte ihn nicht mehr ernstlich berührt, wenn sie die ärgsten Sünden bekannt haben würde. Was in ihm vorging, was ihn in rascher Steigerung so verkennen ließ, das vermochte sie nicht zu enträthseln. Sie vermuthete, das Uebermaß strenger Bußübungen habe ihn erschöpft. Diese physische Erschöpfung war ihr ja nicht fremd. Bei ihr waren aber mit den körperlichen Leiden seltsame Reizungen, süßer Schauer einer wollüstigen Todessehnsucht verbunden gewesen. Davon bemerkte sie bei dem Präses nichts. Sein Anblick konnte nur dazu dienen, von Allem, was etwa die Ursache eines solchen Zustandes sein mochte, abzustoßen. In solchem Zusammenhange wuchs in ihr das Begehren nach dem frischen Hauche des Lebens; in dem geschwächten Körper knospten die letzten Reste jugendlicher Blutswärme. Doch zögerte sie noch, den unvermeidlichen Bruch zu vollziehen. Zu einem Theil war daran ein wenig falsche Scham, die sich der Schwäche anklagte, schuld, zum größeren Theil aber die Furcht, ins Ungewisse zu steuern. Fühlte sie sich auch von jener äußersten Ascese abgestoßen, so hatte sie aus dem Verkehr mit dem Präses doch Manches gewonnen, was ihr ein kostbares Gut erschien, was in ihrem Herzen tiefere Wurzeln geschlagen hatte. Hier nun zu unterscheiden, war ihr selber nicht möglich. Sie hätte eines klugen Beichtigers bedurft, trug

aber Scheu davor, sich dem Präses gänzlich zu entziehen. Das Klavierspiel war ein im Vergleich zu den wichtigeren Fragen, die ihre Seele beschäftigten, sehr nebensächlicher äußerer Umstand. Sie war sich aber, als die Mutter drängte, wohl bewußt, daß er die Bedeutung eines Symptoms hatte, und als sie, der eigenen Lust und nicht nur dem Drängen folgend, beim Spiele die Wonne eines in die Freiheit gelangten Vogels, eine überwältigende Beseligung empfunden hatte, da folgte darauf zunächst eine mit fieberartiger physischer Erschütterung gepaarte, unbestimmte Erregung. Dann aber erkannte sie jählings, daß nunmehr eines aus dem Andern folgen würde, daß sie wie ein ruderloses Boot auf raschem Strome werde getrieben werden. Das Ziel dieser wehrlosen Fahrt stellte sie sich nur in unklaren Umrissen vor. Jedenfalls handelte es sich um einen gründlichen Wechsel, vor dem ihr bangte. Innerhalb jener unklaren Umrisse erschien auch Habermann's Gestalt. Zum erstenmal maß sie mit einem rein weltlichen Maßstabe. Sie war aber kein ahnungsloses Mädchen, sondern eine junge Frau, und es tauchten Erwägungen, Gesichtspunkte in ihrem Denken auf, die ihre Erregung vermehren mußten.

Frau Erkrath sah wohl, daß der Gönnerin Ungewöhnliches in Sinne liegen mußte, begnügte sich aber mit heimlich forschenden Mienen, während diese den bittenden Kindern mit einem sichtlich geringeren seelischen Aufschwunge als sonst fromme Geschichten erzählte.

Von nun ab musicirten Habermann und Bertha sehr häufig in der letzteren Elternhaus zusammen, und aus dem vermehrten Umgange ergab sich zunächst die Folge, daß Habermann mehr und mehr aus seiner vorsichtigen Zurück-

haltung heraustrat und sich zum Courmacher entwickelte. Je deutlicher sich dies aber offenbarte, desto scheuer wurde Bertha. Sie hörte seinem Gespräche zu und schien namentlich gern von Bienenfeld's Verlobung mit der Nichte des Domherrn und vom Domherrn selber zu hören, sie lächelte zu einem heiteren Worte Habermann's, lauschte aufmerksam seinen Bemerkungen über dieses oder jenes Musikstück und dessen Spielweise und gab sich mit wahrem Feuereifer den gemeinsamen Uebungen hin; aber bei alledem trug sie etwas wie ständige Furcht vor einem verfänglichen Wort oder vor einer plötzlichen Berührung zur Schau. Ihr Blick suchte ihn bald auf, bald floh sie ihn; kam er ihr etwas nahe, so machte sie instinctiv eine ausweichende Bewegung, und reichte er ihr beim Willkomm oder beim Abschied die Hand, dann zog sie die ihre nach dem ersten, kurzen Drucke eilfertig zurück. Diese Furchtsamkeit vereinte sich mit der zarten Grazie ihres ganzen Wesens zu einem besonderen Reize, der Habermann immer mehr fesselte. Seinem Freunde Bienenfeld, der nach der günstigen Wendung seines Geschickes alle schroffe Bitterkeit verloren hatte und ihn mit aufmunterndem, theilnehmendem Lächeln anhörte, offenbarte er denn auch, daß diese drollige Scheu der lieblichen Tante erst die eigentliche Leidenschaft in ihm entfache. Das sei nicht die blöde Verlegenheit eines verliebten Backfisches, sondern die bewußte Ahnung eines unentrinnbaren Geschickes, das mit dem keuschen Bangen einer zartfühlenden Seele erwartet wird. In der That wußte ihm auch Bienenfeld zu berichten, daß, wenn er bei gelegentlichen Begegnungen mit Bertha in der Familie Erkrath das Gespräch auf ihn lenke, die Tante dem aufmerksamen Beobachter eine unleugbare Be=

fangenheit verrathe. Noch mehr hätte Frau Erkrath berichten können. Diese hatte es schließlich nicht mehr über sich gebracht, die Veränderung in dem Wesen ihrer Gönnerin mit Stillschweigen zu übergehen, um so weniger als Bertha neuerlich in auffälliger Weise bemüht war, auf Umwegen, welche sie im Stillen belächelte, Gespräche über Liebe und Ehe in ihrer Beziehung zum christlichen Glauben herbeizuführen, und dabei Fragen stellte und Einwände machte, die ihr höchst wunderlich erschienen. So sagte sie denn eines Tages:

„Nichts für ungut, Frau Wester, aber mit Ihnen geht in letzter Zeit etwas vor, Sie haben was auf dem Herzen! Wäre es jemand Anderes, so würde ich wetten, es handle sich um eine stille Liebe!"

Da wurde Bertha flammend roth, und ihr um den Hals fallend, barg sie das Gesicht an Frau Erkrath's Brust. Diese war über solche Wahrnehmung hocherfreut und beglückwünschte ihre Gönnerin. Bertha aber meinte trüben Sinnes:

„Mir ist nicht wohl dabei! Ich weiß zwar, daß ich nichts Böses thue, wenn ich weiblich fühle, nichts, was mir verboten wäre, aber — — — — Sie verstehen mich nicht, Ihr Glaube lehrt Sie anders denken — — —"

Da ergriff Frau Erkrath das Wort mit lebhafter Zunge:

„Mein Glaube, Ihr Glaube! Was hat das hier zu schaffen? Den Katholischen ist das Lieben und das Heirathen so wenig verboten, wie uns Evangelischen. Was Ihnen aber sonst im Kopfe stecken mag, das, nichts für ungut, scheint mir gar nicht zu Ihrem Besten zu sein. Ich soll Sie nicht verstehen, weil ich evangelisch bin? Wo kann ein junges Weibchen, dem es warm ums Herz ist, besseres

Verständniß finden, als bei einer Frau, die weiß, was Liebe heißt in guten und in bösen Tagen? Sollen etwa Ihre ehelosen Geistlichen davon besseren Bescheid wissen?"

Darauf stellte sie ein scherzendes Examen an, das Bertha unter Erröthen lächeln machte, und brachte dann in ihrer herzhaft frischen, inniges Gemüth schlicht ausdrückenden Weise kernig natürliche Anschauungen von des Weibes Zweck und Wesen vor, die Bertha schon öfter von ihr gehört hatte, die aber immer wieder erfrischend, wie Waldluft, auf sie wirkten. Die erhöhte Vertraulichkeit, die hiernach zwischen den beiden Frauen entstand, setzten bald Frau Erkrath in Kenntniß über den Charakter von Bertha's erster Ehe und nicht minder über die Geschehnisse nach Herrn Wester's Tod. Zwar verschwieg Bertha der Andersgläubigen in letzterer Beziehung Mancherlei, diese gewann aber doch einen Einblick, der genügte, sie in erschrecktes Staunen zu versetzen.

„Das soll ein gottgefälliges Werk sein, ein schönes, junges Geschöpf so an Leib und Seele zu verkümmern? Wahrhaftig, vor einem solchen Glauben, der derartiges lehrt, schaudert mir!"

So sagte die schlichte Frau, und mit dem überzeugten Eifer, Gutes mit Gutem zu vergelten, gab sie sich daran, Bertha, so oft diese kam, darüber zu belehren, was nach ihrer Ansicht unter einem christlichen Lebenswandel zu verstehen sei. Bertha ließ sich diese Belehrungen wohl gefallen und ihre Einwände glichen mehr den Fragen einer zweifelnden Schülerin, als dem Widerspruche anderer Ueberzeugung. Sie lauschte um so williger, als Frau Erkrath, von häufigen Bibelcitaten abgesehen, es völlig vermied, confessionelle Gegensätze hervorzuheben, sondern nur mit sittlichen und natür-

lichen Gründen ihre Sache verfocht. Mit ehrlicher Freude gestand sie sich schließlich die wachsende Zuneigung zu Habermann, und ohne Gewissensangst dachte sie an ihn, sehnte sie sich nach seinem Anblicke. Nur in seiner Gegenwart kam noch immer eine unbezwingbare Unruhe über sie, und sie glaubte sich auch über den Grund derselben klar zu sein. Sie bedachte dabei freilich nicht, daß die Ursache vor Allem in einer überreizten Phantasie, in einem erregten Nervensystem zu suchen sei, welche das Vorstellungsvermögen krankhaft erhitzten und schon an die Vorahnung des ersten Kusses sensuelle Schauder knüpften. Sie suchte den Grund vielmehr in ihrer nicht geringen Furcht vor dem Präses. Mochte er jetzt auch aus ihr unbekannten Gründen ihr eine stumpfe Duldsamkeit zeigen, wenn sie vor ihn als Verlobte hintreten und damit selbstverständlich die bisherige eigenartige Gemeinschaft auflösen würde, dann, so dachte sie, nähme sein Gewährenlassen doch ein Ende und es käme zu ernsten Auseinandersetzungen. Unter diesem Gedankengange wurde ihr der Präses immer unleidlicher und sie empfand in seiner Gegenwart etwas wie Heimweh nach dem ärmlichen Erkrath'schen Stübchen oder noch lieber nach der Stube der Mutter, unter der selbstverständlichen Vorstellung der Anwesenheit Habermann's. So war ihr das eigene Haus zu einem Gefängniß geworden, in das sie ebenso ungern zurückkehrte, wie sie ihm freudig entfloh. Sie fühlte sich nicht verpflichtet, ihr sündenloses Liebesgeheimniß dem Präses anzuvertrauen, ehe die äußeren Thatsachen dies zur Nothwendigkeit machten. Ihr frommes Gemüth war aber deshalb doch nicht im Glauben erkaltet. Gern ging sie an den gewohnten Platz im Dom und betete dort so innig, wie früher, nur hatten ihre Gebete

anderen Inhalt. Für das, was jetzt ihr Herz erfüllte, waren vom Präses keine Weisungen zu erwarten, das mußte sie mit Gott und der jungfräulichen Mutter Maria allein ausmachen, und sie fand den vollen Seelenfrieden in diesen einsamen Gebeten. Daß das Liebespaar sich nicht schon längst in offener Aussprache gefunden hatte, daran trug nur Bertha's Mutter durch ihren allzu betriebsamen Eifer, die Beiden aneinander zu bringen, Schuld. Wenn sie sich auffällig aus der Stube entfernte und nicht minder auffällig lange ausblieb, wuchs die ängstliche Scheu Bertha's in einem so sichtbaren Maße, daß Habermann darauf gefaßt war, sie laufe bei den ersten verfänglich klingenden Worten davon. Schließlich brachte die Mutter Beide in eine peinliche Verlegenheit, als sie einmal sagte:

„Warum sagt ihr denn immer »Sie« zu einander? Verwandte, die so viel miteinander verkehren, sollten sich doch duzen!“

Bertha wußte nicht, wohin das glühendrothe Gesichtchen wenden, in welchem sich eine angstvolle Scham ausprägte. Auch Habermann war im ersten Augenblick von peinlicher Verlegenheit berührt. Dann aber sagte er:

„Ich würdige vollkommen die Gründe, welche die Frau Tante abgehalten haben, mir das »Du« anzubieten. Die Eigenart unserer Stellung zu einander würde dadurch in eine für beide Theile unbequeme Richtung gebracht.“

Bertha war von dieser Antwort sehr befriedigt, erwies sich aber in den nächsten Tagen besonders scheu. Endlich aber mußte doch das Unvermeidliche eintreten, und ahnungslos führte Bertha selber die Entscheidung herbei.

Nach Doctor Bienenfeld's Ausspruch durfte Herr Erkrath innerhalb kürzester Frist sich als genesen und arbeitsfähig betrachten. So freundlich diese Kunde klang, machte das Ehepaar der Gönnerin doch kein Hehl daraus, wie schwierig es werden dürfte, eine passende Stellung für den Genesenen zu finden, und wie drückend es andererseits wäre, bei voller Gesundheit des Familienhauptes noch von Almosen leben zu sollen. Bertha vertröstete auf Gottes Güte und stellte ihre fernere Hülfeleistung in der freundschaftlichsten Weise in Aussicht. Als sie des andern Tages Habermann bei den Eltern traf, wandte sie sich klopfenden Herzens und hocherröthend an ihn:

„Ich habe etwas Geschäftliches mit Ihnen zu bereden — — — eine Bitte!"

Sehr erstaunt und durch die Erwähnung des Geschäftlichen, sowie den verlegenen Ernst, mit dem diese geschah, mißtrauisch gemacht, ob es sich nicht um einen Streich des Präses handle, erwiderte dieser sehr förmlich, mit gespannt fragender Miene:

„Womit kann ich dienen?"

Bertha erzählte nun von ihren Beziehungen zu Erkrath und fragte, ob es möglich wäre, den Mann im Comptoir der eigenen Fabrik zu beschäftigen.

Habermann war sehr angenehm enttäuscht. Zugleich reifte in ihm ein rascher Entschluß, die günstige Sachlage auszunutzen, indem er Bertha in ein längeres Gespräch verwickelte, welches, wenn das Glück günstig war, möglicherweise zu Weiterem führen konnte. Die Mutter hatte schon oft unzeitig die Stube verlassen, vielleicht kam ihr heute derselbe Gedanke in gelegenerem Augenblicke.

Er nahm eine kalte Geschäftsmiene an und erwiderte in bedenklichem Tone, daß augenblicklich überhaupt keine Stellung frei sei und daß man von kaufmännischem Standpunkte aus doch nicht Jemanden, den man nicht brauche, anstellen könne. Gegen die Meinung Bertha's, daß man dem Manne ja nur zum Scheine ein geringes Salair geben könne, während sie den Rest aus ihrer Privatkasse decken wolle, hatte Habermann erst recht Bedenken. So zog er das Gespräch in die Länge. Bertha sprach immer dringlicher zu Gunsten ihres Schützlings und gerieth immer mehr in einen ängstlich bittenden Ton. Der Mutter dauerte endlich das geschäftliche Gespräch zu lange. Sie entfernte sich in weniger auffälliger Weise als sonst, mit deutlichen Zeichen aufrichtiger Langeweile. Kaum war sie zur Thür hinaus, als Habermann ein rascheres Tempo anschlug. Er meinte, wenn Bertha als Prinzipalin es durchaus wolle, dann könne er eigentlich nichts mehr einwenden, er möchte nur den Mann vorher kennen lernen und seine kaufmännische Befähigung etwas prüfen. Genüge er den Anforderungen, so böte sich in nicht zu ferner Zeit die Möglichkeit, ihm sogar einen sehr guten Posten anzuweisen, da der zweite Buchhalter mit dem Gedanken umgehe, sich selbständig zu machen.

Die Vorstellung, welches Glück sie in die ärmliche Behausung ihrer Vertrauten bringe, faßte Bertha mit solcher Gewalt, daß sie ganz vergaß, wem sie gegenüberstand. In lebhaftester Unbefangenheit sagte sie:

„Es ist ein braver Mann, er wird Sie gewiß befriedigen. Wollen Sie morgen Nachmittag mit mir hingehen?“

Und als Habermann zusagte, trat sie dicht an ihn heran, und mit freudigem Lächeln ihm beide Hände reichend, sagte sie:

„Wie danke ich Ihnen! Sie thun ein gutes Werk und machen mir große Freude.“

Dabei leuchteten die großen blauen Augen aus nächster Nähe zu ihm empor, er glaubte die Wärme der durchsichtigen, bleichen Alabasterhaut zu spüren, und in seinen Händen fühlte er den weichen, glatten Sammet ihrer Händchen. Eine heiße Blutwelle stieg ihm gegen den Kopf. Jetzt war der langersehnte Augenblick gekommen.

„Ich gehorche ja nur dem Befehle meiner Prinzipalin!“ sagte er, die eine Hand Bertha's freigebend, die andere aber um so kräftiger festhaltend. „Es macht mich jedoch glücklich, Ihnen eine Freude bereiten zu können.“

Bertha wußte Ton und Blick Habermann's recht wohl zu beurtheilen, und das Gesicht zur Seite wendend, wollte sie ihre Hand mit einer raschen Bewegung frei machen. Das gelang ihr aber nicht. Vielmehr mußte sie es sich gefallen lassen, daß Habermann die Hand ganz langsam an seine Lippen führte und ebenso langsam einen langen Kuß darauf drückte. Fühlte sie schon bei diesem Handkusse eine heftige Erregung des auf- und niederfluthenden Blutes, so wurde ihr schwindlig, als der Verwegene sie um die Taille faßte und, sie an sich ziehend, mit gepreßter Stimme sagte:

„Bertha, Bertha, ich kann's nicht länger unterdrücken! Ich muß dir sagen, wie lieb ich dich habe!“

„Lassen Sie mich! Bitte, lassen Sie mich los!“ stammelte sie und sträubte sich mit dem zarten Leibe gegen die kräftige Umklammerung seines Armes.

Er aber zog sie mit gelinder Gewalt vollends an sich und drückte einen raschen Kuß auf ihre Lippen. Er fühlte,

daß ihr ganzer Körper wie unter der Einwirkung eines elektrischen Schlages in jähen Zuckungen erbebte.

„Bertha!" flüsterte er wiederum. „Liebst du mich?"

Da barg sie ihr Gesicht an seiner Brust, legte die Hände auf seine Schultern und schmiegte sich dicht und immer dichter an ihn, wie ein kleiner Vogel, der sich im Gebüsche verkriechen will. Dabei tobte und wogte ihr Busen in heftigem Aufruhr.

Habermann streichelte ihr Blondhaar und suchte ihren Kopf zu drehen. Plötzlich riß sie sich von ihm los, trat erhitzten Gesichtes einige Schritte zurück und strich die etwas verwirrten Haare zurecht. Nach einer kleinen Weile flüsterte sie mit gesenktem Blicke:

„Ich muß es dem Präses sagen, und Sie dürfen nicht mehr im Hause wohnen bleiben."

Habermann erschrak.

„Wie," rief er, „Sie weisen mich zurück? Ihnen erscheint etwa nur die Schwäche eines Augenblicks, was ich als Zukunftshoffnung betrachtete?"

„So ist's nicht gemeint!" entgegnete Bertha lächelnd. „Aber ich bin's dem Präses schuldig, aufrichtig gegen ihn zu sein und — — — —"

Hocherröthend hielt sie inne.

Die Mutter trat ein. Mit einem raschen Zeichen gab Bertha zu verstehen, daß sie Stillschweigen über das Geschehene wünsche. Die alte Dame aber sah sich fragend um, denn die Verlegenheit der Beiden entging ihr nicht.

Man musicirte eine Weile ohne den sonstigen sachlichen Eifer, mit einer Oberflächlichkeit, die selbst der musikalisch wenig bewanderten Mutter auffiel. Sie erhaschte aber auch gewisse unscheinbare Anzeichen des stummen Gebahrens der

beiden Musicirenden, und als beim Fortgehen Bertha zum erstenmal Habermann's Geleit annahm, lächelte sie in freudiger Ueberraschung. Als jedoch Beide sich sichtlich verlegen abwandten, nahm sie die ernstere Miene verletzten Mißtrauens an. Sie ahnte, daß man ein Geheimniß vor ihr hatte.

Bertha und Habermann sprachen sich unterwegs über die Sachlage in offener Zutraulichkeit aus. Erstere zeigte den vollen Muth, die Folgen des Geschehenen zu übernehmen und dem Präses gegenüber selbständige Entschlossenheit zu entfalten. Gleichwohl wußte sie Habermann nach einigem Widerstreben dahin zu bestimmen, daß ihm der erste Schritt beim Präses überlassen würde, nachdem sie darauf beharrte, daß dieser Schritt sofort geschehe.

„Deshalb habe ich dich um Schweigen vor der Mutter gebeten," sagte sie, „weil ich, ehe die Eltern von unserm Bunde erfahren, mit ihm im Klaren sein muß. Er hat ein Recht darauf."

Habermann erwiderte:

„Ich will dir nicht widersprechen, obwohl nach meinem Empfinden deiner Eltern Recht vorginge und dein Vater der geeignetste Uebermittler der Nachricht an den Präses wäre. Willst du das nicht, dann mußt du wenigstens mir die Sache überlassen. Denn gehst du zu ihm, so gewinnt es sofort den Anstrich, als habe hier der Gewissensrath zu erlauben oder zu verbieten. Er aber hat nur ein Billigkeitsrecht auf Anzeige, und ich, das möchte ich sehr deutlich betonen, bin nicht gewillt, mein Recht als Verlobter mir erst von deinem Schwager bestätigen zu lassen."

Habermann's Energie mißfiel Bertha keineswegs, aber sie bemerkte schüchtern:

„Du bist gereizt gegen ihn. Das sollst du nicht.“

„Das soll ich nicht?“ versetzte Habermann. „Er hat gefrevelt an dir.“

„Bitte, bitte!“ erwiderte sie jetzt ängstlich. „Es thut mir weh, wenn du so sprichst. Er hat es gut mit mir gemeint und, wie man es immer nimmt, zum Guten hat es auch geführt. Fromm bin ich durch ihn geworden und“, fuhr sie schüchternen Tones fort, „sag’ es nur jetzt gleich offen und ehrlich, ob eine fromme Gattin dir etwa zuwider wäre?“

Habermann erkannte die Gefährlichkeit des Augenblickes. Mit großer Ruhe sagte er:

„Verscheuch’ nur rasch diese Wolke des Mißtrauens, lieber Schatz! Würde ich um deine Liebe geworben haben, wär’ mir die Frömmigkeit zuwider? Oder trauest du mir die Absicht zu, deinen frommen Sinn zu zerstören? Da wäre ich der Barbar, der die funkelnden Edelsteine aus einem Geschmeide bricht, der Thor, der sich die Ohren zuhält, wenn er eine Harfe klingen hört. Vermählt sich nur erst dein frommer Glaube mit dem Leben, das man dich fliehen und hassen gelehrt, dann giebt es die richtige Melodie, die ich durch keinen Mißklang stören werde. Ich kenne den Quell deiner Frömmigkeit, denn sein leises Rauschen klingt aus deiner seelenvollen Musik heraus, und ich weiß, daß derselbe Zug deiner zarten Seele, der sie zum schwärmerischen Himmelsfluge lockt, mein Liebesglück vergolden wird. Nicht stören werde ich mein Vögelchen, wenn es gegen die Sonne fliegt, denn ich werde den Lockruf finden, auf den es zurückkehrt in das heimische Nest.“

Bertha sah ihn zum erstenmal mit einem zutraulich lächelnden Blick an.

VI.

Als das Liebespaar in der Villa angekommen war, sagte Habermann:

„Ich gehe sofort zum Präses, erwarte mich in wenigen Minuten."

„Sogleich?" fragte Bertha dagegen mit der Aengstlichkeit, die noch eine letzte Frist gewinnen möchte.

„Sei nicht schroff, sei artig!" flüsterte sie noch im Flur, dann ging sie mit beklemmter Brust und zitternden Knieen ihres Weges.

Habermann theilte dem Präses in den verbindlichsten Formen, aber in sehr bestimmter Kürze mit, daß er seine Tante zu ehelichen beabsichtige und sich deren Jawort bereits erholt habe.

Durch den Leib des aufrecht stehenden Präses ging eine deutlich wankende Bewegung, die er beherrschte; sein fahles Gesicht wurde aber bis in die Lippen kreideweiß, und offenen Mundes, mit starren Augen sah er Habermann an. Nach einer kurzen Weile beugte erdas Haupt, und sanften Tones murmelte er vor sich hin:

„Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt!"

„Ich hab's gewußt!" sagte er ein drittes Mal mit scharf klingender Stimme und sah dabei Habermann mit einer Geberde an, die unzweideutig verkündete, daß er zu weiterer Unterhaltung nicht geneigt sei.

Habermann wendete sich zum Gehen und sagte an der Thür:

„Ich werde morgen das Haus verlassen. Heute Abend werden Sie wohl gestatten, daß ich die Gesellschaft meiner Braut mit Ihnen theile."

Wieder starrte der Präses eine Weile mit großen Augen ins Leere, dann sagte er hastig:

„Gewiß, gewiß! Natürlich, natürlich!"

Habermann eilte zu Bertha, theilte dieser aber nichts von dem peinlichen Eindruck mit, den die Begegnung mit dem Präses auf ihn geübt habe, sondern erzählte nur, derselbe habe zwar überrascht geschienen, die Nachricht aber ruhigen Gemüthes hingenommen. Bertha entging freilich seine nachdenkliche Miene nicht. Sie sah ihn mehrmals forschend von der Seite an, vermied aber jede Frage.

Sie setzten sich nebeneinander auf ein Sopha. Er zog sie an sich und küßte sie. Inniglich begegnete sie seinem Kuß. Als er aber stürmisch werden und die Zärtlichkeiten häufen wollte, wehrte sie ihm mit sanfter Bitte:

„Nicht, nicht! Das nicht! Bitte schön!

Ihre Stimme klang so flehentlich, so beängstigt, daß Habermann sich willig fügte. Er spielte mit ihren Händen, und sie führten ein oftmals stockendes, langsam schleichendes Gespräch. Bertha schmiegte sich allmählich näher an ihn und legte zutraulich ihr Köpfchen an seine Schulter. Sie duldete es träumend, daß er ihr Wange und Kinn streichelte, aber als er wieder versuchte sich ihren Lippen zu nähern, bat sie wiederum:

„Nicht so viel küssen!"

Das Zimmer wurde indessen dunkler und dunkler, bis endlich die Beiden sich mehr fühlten als sahen. Bertha sprang dann jählings auf und entzündete selbst die Lampe. Darauf setzte sie sich in eine kurze Entfernung von Habermann und begann ein Gespräch über ihre Schützlinge, die Familie Erkrath, das sie mit erregtem Eifer weiterspann.

Die Haushälterin kam zu gewohnter Stunde, den Abendtisch zurichten, und war nicht wenig verwundert, Habermann zu sehen. Bertha wurde durch die erstaunte Miene der Dienerin verlegen und verbarg diese Verlegenheit hinter einem ihr sonst gänzlich fremden, schroffen Befehlston, mit welchem sie sagte:

„Herr Habermann speist mit uns zu Abend! Sorgen Sie für etliche Beefsteaks oder Cotelettes und — — —"

Sie fragte Habermann:

„Liebst du Wein oder Bier?"

Dieser erwiderte:

„Aber ich bitte dich, mache keine Umstände! Ich trinke ein Glas Bier, wenn es sein soll, und esse, was du ißt!"

„Sorgen Sie also auch für Bier!" wendete sich Bertha wiederum im befehlenden Ton an die wie von einem Wunder betroffene Haushälterin.

„Aber", sagte diese nach einer Weile langsamen Tones, „das kann ich nicht so schnell schaffen. Wir haben kein Stückchen Fleisch mehr im Hause, und der Metzger wohnt nicht nahe. Bis das Fleisch gekocht ist — — —"

„Wenn es auch etwas später wird, als sonst, thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe!" erwiderte Bertha mit der kühlen Bestimmtheit einer vornehmen Gebieterin.

Die Haushälterin blieb einen Augenblick stehen, als wollte sie noch eine Frage thun, dann ging sie stumm ihres Weges.

Bald darauf tönte ein gellender Schrei durchs Haus. Erschrocken sprangen Bertha und Habermann von ihren Sitzen.

„Was ist geschehen?" rief Erstere angstvoll.

Habermann stand eine Minute überlegend und lauschend, dann sagte er:

„Sei ruhig! Ich will einmal nachsehen!“ und ging zur Thür hinaus. Alsbald aber kam er mit schreckhafter Miene wieder hereingestürzt und rief Bertha zu:

„Geh', geh'! Hier nebenan! Bleibe nicht hier!“

Bertha rief in erhöhter Angst:

„Was ist's?“ Was ist geschehen?“

„Geh', geh'!“ wiederholte er und drängte die Zögernde am Arme vorwärts. Da trat durch die geöffnete Thür langen, hastigen Schrittes der Präses.

Bertha stieß einen Entsetzensschrei aus.

Mit wirrem Haar, am Halse aufgerissenem Talar und aus den tiefen Höhlen in stierem Glanze funkelnden Augen bot der Eintretende das zweifellose Bild eines Wahnsinnigen. Die zitternden, wie Krallen gebogenen Hände vorgestreckt, kam er heran.

Bertha war gelähmt. Sie umklammerte krampfhaft den Arm des Bräutigams, der sie vergebens zum Fortgehen drängte, und starrte erbleichenden Gesichtes auf den Wahnsinnigen, der, sobald er sie gewahrt, einen röchelnden Laut ausstieß, auf die Kniee sank und, gegen sie gewendet, in zitterndem, weinerlichem Tone sprach:

„Heilige Jungfrau Maria! Süße Himmelskönigin! Ich — — ich bin ein frommer Christ, und bei allen Heiligen des Himmels — ich habe dich angebetet und geliebt wie nur Einer! Ich bin deiner nicht würdig und ich will es auch nicht begehren, daß du mich mit deiner Liebe beglückst, mein sündhaftes Auge ist nicht würdig, zu schauen die wonnige Schönheit der Tochter David's, mein verfluchter

Leib darf nicht ruhen in den Armen der Rose aller Rosen! Aber daß du mit dem Erzfeinde Buhlschaft treibst, das schickt sich nicht, das schickt sich wahrhaftig nicht, süße Jungfrau Maria!"

Bertha war trotz alles Drängens nicht von der Stelle zu bringen. Während ihr Körper wie in Fieberschauern bald von heißen Gluthen, bald von eisigem Froste erfaßt wurde, starrte sie auf das zerstörte Menschenbild zu ihren Füßen, und sie glaubte selber wahnwitzig zu werden angesichts des Abgrundes, der sich ihrem Geiste aufthat bei der Rede des Unglücklichen, die ihr zur schrecklichen Offenbarung wurde.

Gewaltsam zerrte sie Habermann, selber von Grauen erfaßt, nach der zum Nebenzimmer führenden Thür. Da sprang der tolle Präses mit katzenartiger Behendigkeit auf, und sich auf Habermann stürzend, schrie er:

„Satanas! Die heilige Jungfrau willst du entführen? Das soll dir nicht gelingen. Ich bin Michael mit dem flammenden Schwert und ich werde sie dir entreißen!"

Bertha schrie laut auf und sank ohnmächtig in Habermann's Arme. Dieser hob die freie Faust und versetzte dem nach ihm greifenden Wahnsinnigen einen solchen Stoß gegen die Brust, daß er zu Boden taumelte.

„Ich hab' mein Schwert vergessen!" klagte der Fallende.

Habermann ließ in dem anstoßenden, völlig dunklen Zimmer seine ohnmächtige Tante sanft auf den nächsten Stuhl gleiten, und beeilte sich, die Thür hinter sich schließend, dem Wahnsinnigen entgegenzutreten.

Dieser saß auf dem Boden und jammerte kopfschüttelnd: „Ich habe mein Schwert nicht, mein Schwert hab' ich nicht!"

Habermann sah zu ihm herab, überlegend, was nun zu thun sei. Er konnte die Tante nicht lange allein im dunklen Zimmer lassen, vorher mußte aber der Wahnsinnige unschädlich gemacht werden.

Der Präses sah ihn einen Augenblick mit der Miene kindischer Aengstlichkeit an, raffte sich dann auf und sagte mit selbstgefälligem Lächeln, den Kopf zurückwerfend:

„Ich entreiße sie dir doch wieder, du dummer Satanas!“ „Ja wohl, ja wohl!“ setzte er nickend hinzu.

„Aber ich bin ja gar nicht der Satanas,“ erwiderte Habermann, einem plötzlichen Einfall gehorchend. „Ich bin der heilige Josef!“

Der Tolle trat dicht auf ihn zu und flüsterte ihm leise ins Ohr:

„Der bin ja ich, und Bertha, die Himmelskönigin, ist meine Frau. Ja, ja, meine liebe, süße Frau!“

„Aber“, versetzte Habermann, indem er vorwärts schreitend den Präses zurückdrängte, „Sie sagten doch, daß Sie der heilige Michael seien?“

„Sie haben mir ja mein Schwert genommen!“ erwiderte dieser mit eindringlichem Eifer, sich immer dicht an Habermann's Leib haltend. Dieser zwang ihn wieder, durch eine Bewegung rückwärts gegen die Mitte des Zimmers zu schreiten, und fragte:

„Wer hat das Schwert genommen?“

„Sie, sie,“ lautete die Antwort, „die mir den Rücken blutig geschlagen haben!“ „Oh!“ setzte er klagend und mit der Hand nach dem sich biegenden Rücken weisend, hinzu: „Es hat so weh gethan, so weh, und — — war doch umsonst! Umsonst!“

Er starrte eine Weile stumm vor sich hin. Dann faßte er Habermann ungestüm an den Schultern und rief erregt:

„Hätt' ich sie sollen sterben lassen? Ja, ja! Es wäre das Richtigere gewesen. Man wird sie von mir verlangen, und ich habe sie nicht. Nein, ich habe sie nicht mehr!"

Wieder drängte ihn Habermann mit sanfter Gewalt zurück. Sie hatten schon die Mitte des Zimmers überschritten und näherten sich der Thür, die in ein Nebengelaß führte.

„Wo ist sie, wo ist sie? Ich muß zu ihr, ich muß zu meiner Himmelskönigin!" sagte der Tolle dann, und suchte mit hastiger Geberde an Habermann vorbeizukommen, der ihm aber den Weg vertrat.

„Geht weg, geht weg, lieber Freund!" fuhr der Tolle fort. „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst! Natürlich, versteht sich! Ihr sollt auch etwas bekommen. Aber jetzt seid so gut und macht mich nicht böse! Geht, geht Eures Weges! Gelobt sei Jesus Christus!"

Plötzlich blieb er stehen, schränkte die Arme über die Brust und sah Habermann funkelnden Blickes an. Dann streckte er die Hand in heftiger Geberde gegen ihn, und schrie:

„Was willst du hier, Sohn der Sünde? Wie kommst du her? Du, du bist's gewesen, der sich zwischen uns gedrängt hat, du hast mir meinen Engel geraubt. Bertha, Bertha! Komm zu mir, meiner ist das Himmelreich, und in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen!"

„Warum wohnst du hier?" schrie er dann Habermann an. „Ich sage dir, du sollst hier nicht wohnen! Hinaus, hinaus!"

In bedrohlicher Weise hob er die Fäuste gegen ihn. Dieser aber faßte ihn raschen Griffes um den Leib, und mit Aufgebot aller Kraft schleppte er den schreiend sich Sträubenden wenige Schritte zu dem Nebengelaß, in das er ihn stieß, rasch die Thür zusperrend. Der Wahnsinnige begann nun ein wüstes Toben und Schreien, das schaurig zu hören war. Bald schlug er mit der Faust gegen die Thür, bald vergriff er sich an den Möbeln, die krachend und polternd von ihm umhergeschleudert wurden.

Habermann, der die Eintheilung des Hauses wenig kannte, überzeugte sich schnell auf dem Corridor, daß der Raum keinen zweiten Ausgang hatte, und eilte dann Bertha zu Hülfe. Diese war aus ihrer Ohnmacht erwacht und hatte sich zitternd und bebend nach einem Winkel des dunklen Zimmers geflüchtet, wo sie Habermann dadurch entdeckte, daß sie, als er die Thür öffnete, laut aufschrie.

„Bleib' bei mir! Bleib' bei mir!" stammelte sie, sich an ihn klammernd, als er sie in das beleuchtete Mittelzimmer führte, wo das Toben des Wahnsinnigen noch deutlicher an ihr Ohr klang.

„Ich bringe dich in meine Stube. Dort ist der Lärm weniger hörbar. Dann schicke ich dir die Haushälterin um Hülfe!" tröstete Habermann.

Sie ließ es willenlos geschehen, daß er sie über den Corridor nach seiner Stube führte. Dort entzündete er eine Lampe und hieß sie die Thür von innen verschließen, bis er zurückkehre.

Bertha gehorchte ihm. Der Lärm des Tobenden drang gedämpfter, aber doch noch immer mit schrecklicher Deutlichkeit zu ihr. Auf dem Sopha sitzend, lauschte sie in angst-

vollem Entsetzen, das jeden andern Gedanken ausschloß und ihr den Athem hemmte, dem gellenden Aufschreien, dem dumpfen Gepolter. Habermann hatte indessen Mühe, die Haushälterin, die sich in ihre Stube eingeschlossen hatte, zum Oeffnen zu bewegen. Durch die Spalte der endlich vorsichtig geöffneten Thür sah er offene Schubladen, zerstreut umherliegende Gegenstände. Er hatte nicht Muße, weiter darüber nachzudenken. Auch wand sich die Person durch die schmale Oeffnung mit deutlicher Vorsicht heraus und stellte sich dann vor die hastig geschlossene Thür in einer den Eingang wehrenden Stellung. Mit kurz angebundenem Trotz lehnte sie zuerst ab, das Haus zu verlassen. Als aber Habermann eine von seinem sonstigen Wesen lebhaft abstechende, rauhe Entschlossenheit offenbarte, und dabei in ortsüblicher Kernsprache von einer alten Vettel sprach, der er Füße machen werde, wenn sie nicht willig gehorche, sah sie ihn furchtsam an, und erklärte sich bereit, seinen Weisungen zu folgen, die dahin gingen, mit der ersten Droschke, die ihr in den Weg käme, in das Café Neuhaus zu fahren, wo sie Doctor Bienenfeld finden werde, diesem den Thatbestand mitzutheilen und ihn zu bitten, alle nöthigen Schritte zum Transport des Wahnsinnigen nach dem Spital verlangen zu wollen. Sie machte sich noch einige Minuten in der Stube zu schaffen, sperrte dieselbe ab, prüfte mit einem kräftigen Rütteln das Schloß und ging ihres Weges. Habermann hatte gewartet und zur Eile gemahnt. Während sie nun an ihrer Thür manipulirte, sah sie ihn mit trotziger Feindseligkeit an.

Als er zu Bertha zurückkehrte, zeigte diese zuerst lebhafte Befriedigung, nicht länger allein bleiben zu müssen. Als er

aber daranging, sie zu beruhigen und zu trösten, wich wohl ihr blindes Angstgefühl, statt dessen aber spiegelte sich in ihren Zügen und in ihrem ganzen Wesen eine aufgeregte Unruhe. Jeder Annäherung, jeder liebkosenden Berührung auch nur der Hand wich sie erschreckt aus. Er schlug ihr vor, sie, sobald der Unglückliche aus dem Hause wäre, zu ihren Eltern zu geleiten.

Hastig wehrte sie ab: „Nein, nein! Nicht dorthin, jetzt nicht!"

Dann fuhr sie jählings auf und rief: „Aber hier kann ich nicht bleiben. Wenn nur Jemand käme! Hier kann ich doch nicht bleiben!"

Sie lauschte eine Weile gespannt auf den Lärm des Wahnsinnigen, rang die Hände und murmelte:

„Mein Gott, mein Gott!"

Habermann machte den Vorschlag, er wolle sie einstweilen der Obhut der zurückgekehrten Haushälterin überlassen, und indessen ihre Mutter für die Nacht herbeiholen.

Entschieden erklärte sie, mit der Haushälterin wolle sie nicht eine Minute allein bleiben, die Person sei ihr unheimlich.

„Wenn die Erkrath bei mir wäre!" meinte sie dann. Habermann wollte auch diese herbeiholen, aber nach einer Weile wiederholte sie, sie bleibe nicht mit der Haushälterin allein, und nun schmiegte sie sich eng an ihn mit der Bitte:

„Bleib' du bei mir, verlaß mich nicht!"

Dann trat sie wieder wie erschreckt von ihm zurück, und ihre Blicke schweiften suchend durch das Zimmer. Als der durch ihr Benehmen immer mehr beunruhigte

Bräutigam in längerem Zureden, mit den herzlichsten Worten sie bat, ihm volles Vertrauen zu schenken und die entsetzliche Lage muthig zu überstehen, weinte sie leise vor sich hin, und fuhr nur zuweilen mit einem Entsetzensschrei zusammen, wenn des Wahnsinnigen Geschrei allzu wild zu ihr drang.

Schon nach einer halben Stunde fuhr Doctor Bienenfeld mit der Haushälterin und zwei Wärtern aus dem Spitale an. Er begrüßte rasch den Freund und Bertha, warf auf diese einen prüfenden Blick und hieß Habermann bei ihr bleiben, während er mit den Wärtern die Dinge rasch in Ordnung gebracht haben werde. Als die Thür geöffnet wurde und bei dem Schein des eindringenden Lichtes der Wahnsinnige die drei Männer sich nahen sah, hielt er in dem Zerstörungswerk, das er an allem in der finsteren Stube ihm Erreichbaren verübt hatte, erstaunt inne. Rasch faßten ihn die Wärter unter den Armen.

„Ich bin es, den ihr suchet!" sagte er, sich in die Brust werfend und den Kopf ins Genick zurückbeugend, mit der lallenden Stimme eines Trunkenen. Ueber seine Stirn rieselte Blut, seine Kleidung war zerfetzt, Trümmer der Möbel lagen rings um ihn. Man führte ihn ins erleuchtete Nebenzimmer. Bienenfeld fühlte den Puls und fand auch, daß das Blut aus einer unbedeutenden Verletzung floß, die er sich mit irgend einem Gegenstande oder durch einen Stoß zugefügt hatte. Der Unglückliche ließ sich ruhig auf einen Stuhl setzen, und stumm, mit fragendem Blicke seiner vergrößerten Augen, ließ er den Arzt beim Fühlen des Pulses und beim Betasten des Kopfes gewähren. Auch den Wärtern, deren einer ihm sanft sagte: „Kommen Sie, hochwürdiger Herr!" folgte er willig, nur immer leise mit dem Kopf schüttelnd.

Bienenfeld blieb zurück. Zu ihm kehrte er sich an der Thür um und sagte in weinerlich bittendem Ton:

„Geißelt sie nicht! Es thut ihr nicht gut! Nicht wahr, Ihr geißelt sie nicht?" Die Treppe hinabschreitend, betete er laut Gebete aus dem Brevier. Bald rollte der Wagen mit ihm und den Wärtern davon. Nur beim Einsteigen hatte er einen kurzen, stummen Widerstand versucht.

Als Bienenfeld auf ihre geflüsterte Frage: „Ist er fort?" bejahende Antwort gab, schluchzte Bertha laut auf.

Als er aber dann im Gespräch mit Habermann bemerkte, daß es ihm nach dessen Mittheilungen über des Kranken Reden scheinen wolle, als habe man es mit einer heilbaren Geistesstörung zu thun, griff sie die Nachricht mit lebhafter Begierde auf und sagte unter Thränen:

„Ich will nicht aufhören zu beten, daß ihn Gott genesen lasse. Der arme, arme Mann!"

Bienenfeld betrachtete sie immerwährend wohlwollend und forschend zugleich.

„Sie werden angegriffen sein, gnädige Frau," sagte er endlich. „Schonen Sie sich nur sorgfältig, und jetzt suchen Sie bald zur Ruhe zu kommen. Empfinden Sie kein Unwohlsein, keinen Kopfschmerz?"

Sie schüttelte den Kopf, ließ es aber geschehen, daß er ihr den Puls fühlte.

Als ihr jetzt Habermann nochmals zuredete, zur Mutter zu gehen oder diese rufen zu lassen, und der Arzt ihn darin unterstützte, wurde sie erregt.

Auf die Frage des Arztes, ob sie sich denn so wohl fühle, allein zu schlafen, bekundete sie Schrecken und meinte,

sie habe ohnedies keinen Schlaf. Bienenfeld verwies ihr aber streng, wach zu bleiben.

Habermann sagte endlich befangenen Tones: „Wir werden uns schon zurechtfinden. Ich sorge, daß die Tante sich nicht überanstrengt."

Bertha wendete sich von den beiden Männern ab und jammerte schluchzend:

„Mein Gott, mein Gott! Ich bin ein unglückliches Geschöpf!"

Habermann machte dem Freunde eine beschwichtigende Geberde, dieser drückte ihm lebhaft die Hand und entfernte sich.

Bertha sagte nunmehr hastig: „Jetzt gehen wir aber in die Wohnstube."

Habermann besann sich einen Augenblick, dann erwiderte er:

„Liebes Kind, du bedarfst der Ruhe. Benutze nebenan meine Schlafstube, ich werde hier campiren, auf jeden Ruf bereit."

„Das — — das geht ja nicht!" stammelte Bertha, heiß erröthend, und lebhafter setzte sie hinzu: „Wir haben noch gar nichts gegessen. Komm, komm, ich werde sehen, daß wir noch was finden!"

Sie schritt hastig der Thür zu, Habermann folgte ihr. Auf ihr wiederholtes Rufen ließ sich die Haushälterin nicht vernehmen. Habermann wollte sie suchen, aber Bertha wies ihn lebhaft zurück. Er blieb an der Treppe stehen. Bald hörte er die Haushälterin mit lauter Stimme:

„Ich war des Herrn Präses Dienerin, nicht die Ihrige, ich habe hier nichts mehr zu thun. — Schlafen will ich diese Nacht noch hier, dann gehe ich meine Wege."

„Aber wenn ich Sie ersuche, uns noch etwas Essen zu reichen!“ entgegnete Bertha sanft.

„Auch dann nicht!“ lautete die höhnende Antwort. „Hier sind die Schlüssel zu Küche und Keller. Ich wünsche recht vergnügte Nacht!“

Klirrend fielen die Schlüssel zu Boden, und geräuschvoll schloß sich die Stubenthür hinter der Haushälterin. Der erzürnt die Treppe hinabeilende Habermann hörte, wie Bertha im Tone tiefer Entrüstung zu sich selber sagte:

„Das mir, in meinem eigenen Hause!“

„Hast du's gehört, was diese Person sich erdreistete?“ fragte sie, als er an ihrer Seite stand, mit zorniger Miene. Er hatte seine Freude daran, das sonst so scheue, passive Wesen zu der in ihrer Würde beleidigten Dame umgewandelt zu sehen.

„Rege dich nicht auf!“ tröstete er. „Du siehst, in welchen Händen du warst, aber nimm es humoristisch. Der Tragödie, die wir heute Abend erlebten, darf das Satirspiel nicht fehlen.“

Er hob die noch am Boden liegenden Schlüssel auf, und sprach weiter:

„Wir wollen sehen, wie wir uns selber ein Abendmahl bereiten können. Ich habe mir in England zuweilen ein kleines Abendbrot zugerichtet.“

Bertha folgte ihm stumm. Als er dann in der Küche, in welcher noch eine Lampe brannte, suchen und herumtasten wollte, sagte sie mit sanfter Bestimmtheit:

„Laß das! Ich werde es schon besorgen.“

In ihrem Gesicht malte sich bald Erstaunen, als sie in Schrankfächern und Schubladen Vorräthe und Ueberreste

von Dingen fand, die den eigenen bisherigen Gewohnheiten sehr fern geblieben waren. Sie berührte aber nichts davon, sondern nahm nur zu den von ihr bestellten Beefsteaks, die roh auf einem Tische lagen, einige Eier. Nun ging es ans Feuermachen. Mit einem trüben Lächeln nahm sie dabei Habermann's Dienste an, der in kundiger Weise auch andere kleine Darreichungen besorgte und dann, während sie das Fleisch in einer Pfanne über das Feuer hielt, in den dicht neben der Küche gelegenen Keller stieg, aus welchem er eine Flasche Bordeaux heraufbrachte. Die verwunderte Miene Bertha's gewahrend, sagte er:

„Oh, es liegen noch etliche Flaschen unten. Die brave Dame scheint dafür gesorgt zu haben, wenigstens in ihrer Person einen wohlbestellten Haushalt vertreten zu können."

Bertha liefen Thränen über die Wangen, ihre Lippen zuckten schmerzlich.

Habermann sagte: „Ich begreife, was in dir vorgeht. Es mag recht weh thun, ein solches Erwachen aus Illusionen. Es war aber auch höchste Zeit, daß du geweckt wurdest."

Bertha legte die Hände auf seine Schultern, und sprach innig:

„Ich hab's gewußt, daß nur du mir über das Gefühl trostloser Verlassenheit hinweghelfen kannst, daß ich nur bei dir nicht allein bin. Die Mutter hätte mich zu Tode gequält mit Reden und Fragen, und ich hätt's ihr doch nicht sagen können, wie's mir ist. Das Weib aber hätte mir was angethan, und hätten wir sie allein gelassen, sie würde das Haus in Brand gesteckt haben."

Erröthend flüsterte sie dann: „'s ist freilich sonderbar und ziemt sich nicht, mit — — dir — — allein — —"

Darauf versteckte sie das Gesicht an seiner Brust und stammelte leise:

„Aber nicht wahr, du bist brav und thust mir nichts?"

Er küßte sie auf die Stirn, machte sich los von ihr und sagte:

„Was sollen wir uns mit Geschirr abschleppen? Wie's einmal ist, laß uns gleich hier essen."

So geschah es. Vor dem Küchentisch, auf den rohen Holzstühlen sitzend, verzehrten die Beiden ihr Abendmahl, zu welchem Bertha sich erst eindringlich von Habermann nöthigen ließ, das sie aber dann fast gierig verzehrte. Sie sprachen wenig dabei. Als aber Habermann wahrnahm, wie sich Bertha's eine rasch anwachsende Erschöpfung bemächtigte, wiederholte er mit sanftem Zureden seinen Vorschlag, sie solle sein Schlafzimmer benutzen, während er auf dem Sopha des Wohnzimmers die Nacht verbringen wolle. Sie sträubte sich wiederum eine Weile:

„Nein, nein! — — Ich vertraue dir ja, aber das ist unmöglich! — — Es darf nicht sein. — — Ich kann nicht. — — Lieber hier auf diesen Stühlen — —"

Schließlich aber, als sie sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, stammelte sie:

„Thue mit mir, was du willst. — — Ich bin in deiner Hand."

Als sie sich dann mühsam aufgerichtet und an seiner Seite nach der Thür geschleppt hatte, blieb sie plötzlich stehen, und sagte in wilder Erregung:

„Aber bring' mich nicht zur Verzweiflung! hörst du?"

Sie war nicht mehr im Stande, mit Habermann's Unterstützung die Treppe hinaufzugehen. Er bemerkte, wie

sie in die Kniee sank und den Fuß nicht mehr auf Stufenhöhe heben konnte. Mit raschem Griff hatte er sie aufgehoben und trug sie auf beiden Armen die Treppe empor. Sie hatte es stumm geschehen lassen. Erst als er sie in seinem Zimmer auf den Boden stellte, sagte sie:

„Ich habe keinen Willen mehr, bin dein Geschöpf. Mag Gott mir helfen!"

Er sorgte für Licht, warf in seine Schlafstube nur einen kurzen Blick, und sagte dann:

„Nun geh', mein Kind, und ruhe sanft. Ein Ruf bringt mich an deine Seite."

Einen Augenblick zögerte sie und bedeckte die Augen mit den Händen, dann warf sie sich ihm stumm in die Arme.

„Gute Nacht, mein armes, süßes Kind!" sagte er, sie auf die beiden Wangen küssend.

Sie beugte den Kopf zurück, und die Augen schließend, bot sie ihm die zum Kusse geschwellten Lippen. Dann taumelte sie mit Hast in das Schlafzimmer.

Lange noch saß Habermann sinnend, mit der Cigarre im Munde, ehe er, selber ermattet, Schuhe und Rock von sich warf und auf dem kleinen Sopha zu schlafen suchte, wie es eben ging.

Trotz der unbequemen Lage, die ihn mehrmals erwachen ließ, blieb er doch liegen, bis die Helle des Zimmers ihm offenbarte, daß die eigentlichen Frühstunden des neuen Tages schon verstrichen waren. Wie es ihm tägliche Gewohnheit war, bereitete er sich den Kaffee selbst in einer blanken Wiener Maschine. Während dieser Hantirung öffnete sich die Thür des Schlafzimmers, und Bertha blieb schüchtern, zögernd unter derselben stehen.

Im ersten Augenblick erschrak Habermann so sehr, daß er die Braut nur staunend ansah. Sie sah todtenbleich aus, die Augen lagen tief in schwarz umränderten Höhlen. Dann besann er sich, schritt, ihr guten Morgen wünschend, auf sie zu und fragte mit einem Händedruck nach ihrem Befinden.

„Leidlich!" antwortete sie, noch immer den Blick scheu zu Boden gesenkt. Sie ließ sich von ihm zum Tisch geleiten. Lächelnd duldete sie es, daß er nach der Küche eilte, ihr eine Tasse zu holen. Während Beide das Frühstück nahmen, stellte Habermann die Frage an sie, was sie nunmehr zu thun entschlossen sei, ob er sie alsbald zu den Eltern geleiten solle.

Bertha erwiderte ihm: „Ja, wir wollen zu meinen Eltern gehen. Aber vorher habe ich noch eine Bitte."

„Und die wäre?" fragte Habermann gespannt.

Stockend sagte sie: „Mir liegt so Manches auf der Seele, was ich dir nicht, was ich nicht der Mutter sagen kann, und worüber ich mich doch aussprechen möchte. Ich bedarf einer priesterlichen Hülfe, und ich möchte deinen Freund, den geistlichen Rath Frank, sprechen, wenn du glaubst, daß er gewillt ist, mich zu hören."

Habermann erwiderte mit lebhafter Freude: „Er wird sich deiner wie ein echter Seelenfreund annehmen, und mich beglückt es unendlich, daß du nach diesem ebenso würdigen als klugen Priester Begehren hast."

„Ich kenne ihn nicht," erwiderte Bertha, „aber er ist dein Freund, und darum vertraue ich, daß er sich meiner ernstlich annehmen werde."

„Ich weiß," sagte Habermann, „der geistliche Rath ist immer schon früh thätig. Ich will dich sogleich zu ihm bringen."

„Und noch eine Bitte hätte ich," fuhr Bertha zögernd fort.

„Auch diese wird wohl zu gewähren sein!" versetzte Habermann.

„Wolltest du vorher mit mir im Dom eine Messe hören?"

„Warum nicht?" lautete die Antwort, welche Bertha's Züge freudig erhellte.

Das Haus verlassend, machten sie die Wahrnehmung, daß die Haushälterin bereits das Weite gesucht hatte. Im Dom betete Bertha mit Inbrunst, Habermann kniete an ihrer Seite.

Beim Ausgange sagte sie zu ihm: „Ich danke dir! Du hast meinem Herzen wohlgethan, daß du mit mir zur Kirche gingst."

Als Dr. Frank Habermann mit der ihm von Angesicht wohl bekannten Frau Wester bei sich eintreten sah, spiegelte sich in seiner Miene eine mit Ahnung gemischte Ueberraschung, die ein erfreutes Gepräge trug. Mit gespannter Theilnahme hörte er Habermann's kurze Erzählung des Geschehenen. Dann rief er seine Nichte herbei, die er zunächst Bertha vorstellte. Mit unverhohlener Neugierde sah Thekla die vielbesprochene fromme Wittwe, die ihr die Hand reichte, an und blieb dann nach des Oheims Wunsch bei Habermann zurück, mit diesem zu plaudern, während er Bertha in sein Arbeitszimmer geleitete. Nahezu eine Stunde war verstrichen, als die Beiden wieder erschienen, der Domherr mit sehr ernster Miene, Bertha in erregter Nachdenklichkeit.

„Ich danke Ihnen," sagte der Domherr zu Habermann, „daß Sie die gnädige Frau zu mir gebracht haben. Sie haben da Schweres durchgemacht, und dem Priester ersprießt eine schöne Aufgabe." Mit sanftem Lächeln gegen Bertha gewendet, setzte er hinzu: „Wir haben uns einstweilen ausgesprochen und werden noch öfter miteinander reden. Gottes Hülfe wird dafür sorgen, daß die beunruhigte Seele zum echten Frieden gelangt zu euer Beider Heil und Glück."

In der Folgezeit wurde Bertha einem emsig um sie bemühten Kreise guter Menschen der Gegenstand sorgfältigster Theilnahme. Mit sanfter Klugheit lenkte der Domherr ihren Seelenzustand; Thekla verwerthete ihre jugendliche Frische im Verkehr mit ihr, und die Gleichartigkeit der Empfindungen zweier Verlobter festigte den Freundschaftsbund; die über den Wandel der Dinge beglückten Eltern wußten nicht, wen sie mehr vergöttern sollten, die wiedergewonnene Tochter oder Habermann, ihren Retter. Frau Erkrath, die nach der Anstellung ihres Gatten im Wester'schen Comptoir die Wohlthäterin als eine Märchenfee betrachtete, hatte ihre volle Herzensfreude an der gewordenen Entwicklung und übte in ihrer wohlbewährten Art geeigneten Einfluß. Endlich hatte sich auch die Freiin von Perlach in den Kreis gefunden. Sie nahm die Sache sehr ernst und hielt der jungen Frau große Reden, von denen der Domherr nur stirnrunzelnd hören wollte, die aber Bertha mit großem Behagen aufnahm. Immer noch wies sie jede heißere Zärtlichkeit scheu von sich; aber Habermann fand genug Anzeichen, daß er innig geliebt sei. Er unterhielt sich natürlich sehr häufig mit dem Domherrn über Bertha's Seelenleben, und dabei brachte er in seiner milden, leidenschaftslosen Weise auch

allerlei Zweifel gegen die Herrlichkeit der katholischen Kirche zur Geltung, zu welcher sowohl der wahnsinnige Präses, wie die heuchlerische Gesellschaft der Betschwestern, die in Bertha's Hause, wie hinterher immer deutlicher zu Tage trat, die ärgsten Mißbräuche getrieben hatten, Anregung boten. Der Domherr aber sagte:

„Je größer eine Erscheinung ist, desto gefährlicher kann sie dem Menschengeiste werden. In der Haide giebt es keine Abgründe, und in einem Fischweiher scheitern keine Schiffe. Wenn ein Wahnwitziger die Kreuzrose eines Domthurmes erklettern will und dabei, in die Tiefe stürzend, zerschellt, ist deshalb der gothische Stil ein verfehlter Stil?"

Und was die heuchlerischen Betschwestern, den Fall des Spitalverwalters Bienenfeld, der auch gestreift wurde, und Aehnliches anging, so meinte er:

„In jedem großen Bau hausen Fledermäuse, denn jeder bietet neben hellen Sälen dunkle Winkel und Dachgiebel, wo sie sich festsetzen können."

Der Zustand des Präses entwickelte sich in der von Doctor Bienenfeld geahnten Weise. Die Geisteskrankheit nahm einen günstigen Verlauf, aber der Körper war so sehr geschwächt, daß die Lebenskraft erlosch. Drei Monate nach den Geschehnissen nahm der Sterbende, dessen Geist zwar nicht mehr zu lebhafterer Thätigkeit gelangte, der aber doch klar erkannte, was um ihn vorging, von der zu ihm geeilten Bertha mit einem frommen Segenswunsche lächelnd Abschied.

Habermann dachte an eine baldige Heirath, zumal da auch der Freund im Frühjahr in den Besitz seiner geliebten Thekla gelangte. Bienenfeld aber wehrte mit allen Gründen, die aus dem physiologischen Zwecke der Ehe und aus den

Erfahrungen über die Bedingungen einer gesunden Nachkommenschaft sich schöpfen ließen, diesen Plan ab und gewann auch Bertha's Eltern für sich, während diese selbst sich zurückhielt und jeder Berührung des Themas scheu auswich.

Habermann gehorchte dem ärztlichen Rathe unter ständigem Sträuben. Diesem Rathe zufolge verbrachte Bertha den Sommer im Gebirge, wo der Bräutigam sie wenigstens besuchen und den Zauber erwartungsvoller Liebe genießen konnte. Im Herbste aber befahl der unbarmherzige Arzt einen Aufenthalt im südlichen Italien, gegen den selbst Bertha sich schüchtern sträubte. Dem Unbarmherzigen wurde aber schließlich doch gehorcht, und die Freiin war dazu ausersehen, Bertha als Ehrendame zu geleiten. Sie hatte sich anfangs mit allerlei Gründen ihrer jahrelangen Gewohnheit geziert, aber der Domherr so gut wie Bienenfeld durchschauten die scheinbare Sprödigkeit. Im Ernste war sie stolz darauf, zu einer Aufgabe ausersehen zu sein, die ganz ihrem Thätigkeitseifer entsprach, da dabei ihre Kenntnisse in Theologie und Medizin zur Anwendung gebracht werden konnten.

Finale.

„Bei Doctors ist ein Mädel gekommen!"

Mit diesen Worten stürzte die Haushälterin in das Arbeitszimmer, in welchem der geistliche Rath Frank mit Kaplan Hergenberger zusammensaß.

Der geistliche Rath fuhr jählings von seinem Sitze auf, fragte, wer die Nachricht gebracht habe, stürzte auf den Gang, wo die als Botin gesandte Magd stand, erkundete bei dieser in erregter Hast das Wann und Wie, kehrte dann in die Stube zurück und sagte zu Hergenberger:

„Ein gesundes Mädchen ist's, und Alles ist gut gegangen. Ich muß doch gleich hingehen. Entschuldigen Sie mich also auf ein halbes Stündchen und vertreiben Sie sich einstweilen die Zeit."

Als Hergenberger erwiderte, er wolle nach Hause gehen, versetzte er:

„Nein, nein! Dort darf ich nicht lange stören, das läßt sich denken. Ich will aber Gesellschaft haben. Wir trinken nachher eine Flasche auf das freudige Ereigniß!"

Hergenberger verbeugte sich zustimmend und sagte: „Wollen Sie der Frau Doctorin meinen Glückwunsch vermelden?"

Der geistliche Rath holte Hut und Stock und eilte nach der nur wenige Schritte entfernten Wohnung des Doctor Bienenfeld. Hergenberger aber sank, als er allein war, auf einen Stuhl, barg das Gesicht in den auf den Tisch aufgestützten Arm und sprach stöhnend:

„Mein Gott, mein Gott! Wie lange noch willst du mich prüfen?“ Das Antlitz hebend murmelte er: „Ihr Kind!“ und sah eine Weile träumerisch vor sich hin.

Dann sprang er auf und schritt erregt, sich zeitweilig an die Stirne greifend, im Zimmer hin und her. Endlich setzte er sich nieder, faltete die Hände und betete:

„Herr mein Gott, heilige Jungfrau, alle ihr Heiligen! Wachet über dem kleinen Wesen, lasset es gesund, zur Freude ihrer Mutter heranwachsen zu einem braven Menschenkinde und verleihet ihm zeitliches und ewiges Glück! Du allwissender, allgerechter Richter, der du Herzen und Nieren erforschest, du wirst mich gütig anhören, wenn ich dir danke für die Freude, die du — — — diesem — — — Weibe gewährt hast, und wenn ich dich bitte, laß deinen Segen weiter auf ihr ruhen.“

Ein ersticktes Schluchzen endete das Gebet.

Doctor Bienenfeld begrüßte mit freudiger Bewegung den Onkel seiner Frau, der, seine Hand festhaltend, in Rührung mit Förmlichkeit mischendem Tone einen frommen Segenswunsch für Kind und Eltern aussprach, und fragte nach dessen Beendigung:

„Willst du das Kleine sehen und Thekla guten Abend sagen?“

„Ist's erlaubt?“ fragte der Domherr dagegen mit der Miene zögernder Verlegenheit.

In bänglicher Schüchternheit betrat er hinter Bienenfeld das Schlafgemach.

„Ach, der Onkel!“ rief mit leiser Stimme Thekla aus ihren Kissen heraus, und ihr bleiches Gesicht lächelte dem Eintretenden entgegen.

Der Domherr eilte auf sie zu und ergriff die ihm entgegengestreckte Hand.

„Wie geht es dir?“ fragte er mit schüchterner Besorgniß.

„Ich bin so glücklich, Onkelchen!“ erwiderte sie, und ihre dunklen Augen leuchteten. „Gieb mir den heiligen Segen!“ bat sie dann, als er in stummer Bewegung seinen Blick auf ihr ruhen ließ. Er hob die Hände über sie, sprach die Segensformel, und sie bekreuzte sich andächtig.

„Nun seh' dir mal das Kindchen an!“ sagte sie alsdann.

Ehe er, dieser Weisung folgend, von ihrem Bette trat, küßte er zum erstenmal seine Nichte auf die Wange. Die Wärterin hob das Kleine aus dem zierlichen Wägelchen und legte es ihm auf den Arm. Er wog es leise, besah es sich mit unbeholfenem Lächeln und war froh, als es ihm wieder abgenommen wurde.

Bienenfeld, der mit Behagen zugesehen hatte, sagte: „Nun laß uns wieder gehen, Onkelchen!“

Der Domherr drückte Thekla nochmals mit einem herzlichen Wunsche die Hand, steckte im Vorbeigehen der knixenden Wärterin ein ansehnliches Geldstück zu und folgte Bienenfeld in das Speisezimmer.

Dort machte sich dieser daran, eine bereitstehende Champagnerflasche zu entkorken.

„'s ist eigentlich für die Wöchnerin,“ scherzte er, „aber es reicht auch noch für uns, das erfreute Gemüth zu begießen!“

Als die beiden Männer am blanken Eichentisch beisammensaßen, klopfte der Domherr dem Doctor herzhaft auf den Schenkel und sagte:

„Die Vaterfreude leuchtet dir im Gesicht. Ist dir bei diesem Ereignisse nicht was Neues in den Sinn gekommen, was Mahnendes, du böser Heide?"

Des Domherrn Frage berührte eine empfängliche Seite in Bienenfeld's Gemüth. Oft genug hatte er in seiner Praxis solche Empfänge eines neuen Weltbürgers geleitet, ungerührt von dem Schreien, Seufzen und Wimmern der Wöchnerinnen, und nicht selten mit mürrischer Ungeduld die ängstlichen Fragen eines zärtlichen Gatten dabei von sich gewiesen. Als heute ein College jenes Amtes waltete, während er Hand und Kopf des jungen Weibes stützte, das sich in angstvollem Schmerze an seinem Arm festklammerte, da ward ihm anders zu Muthe im Anblick des schweißbedeckten, verzerrten Gesichtes und bei dem Tone der gellenden kurzen Schreie, der langgedehnten, zwischen den Zähnen hervorwimmernden Seufzer, und er war es selber, der dann und wann den Collegen ängstlich fragte, ob man noch nicht bald am Ende sei. Und als plötzlich ein erst wie das laute Gezwitscher eines geschreckten Vogels, dann als zarter menschlicher Klagelaut erkennbares Geräusch durch die Stube klang, da durchrieselte ihn ein Schauer vom Scheitel bis zu den Füßen, und er dankte dem Collegen mit überschwenglicher Freude, als ob es sich um eine Rettung und nicht um eine durchaus normale Geburt gehandelt habe.

„Du hast Recht, braver Mann im schwarzen Rock," erwiderte er auf des Domherrn Worte, „'s ist was Neues über mich gekommen, was nicht in den Büchern steht, nicht

in den Collegien gelehrt wird. Was aber zerbrechen wir uns den Kopf, woher es kommen mag, von den Sternen oder, wie ein silberner Quellstrom, aus geheimnißvollen Tiefen? Genug damit, daß es uns lehrt, nicht im Verstande liege die Kraft, sondern nur dann stünden wir auf des Lebens Höhe, wenn es da drinnen im Herzen sich wohlig dehnt und schwillt. Es ist gut, es ist erhaben, es macht uns demüthig, indem es uns erhebt. Nenne es Gottesahnung, wenn du willst, nenne es Gemüth, ein Kleinod der Menschheit ist es auf jeden Fall."

Um dieselbe Zeit stand Habermann mit Bertha's Eltern in der Bahnhofshalle. Er hielt ein zierlich schlichtes Sträußchen in der Hand. Der Schnellzug Verona-München-Leipzig-Berlin fuhr in die Halle ein. Aus einem Fenster der ersten Klasse streckte sich ein verschleierter Damenkopf, winkte eine Hand. Habermann lief eine kurze Strecke mit dem Zuge, bis er still stand. Der Schleier wurde von zwei Händchen hastig in die Höhe gestreift, der Schaffner riß die Wagenthür auf, und Bertha sprang, die Tritte kaum berührend, in des Bräutigams Arme, der nicht satt wurde, sie zu küssen.

„So, jetzt können Sie mir nachgerade auch eine Hand zum Willkomm geben!" sagte die Freiin von Perlach, als Habermann die Geliebte aus seinen Armen ließ und ihr das Sträußchen reichte.

Gedruckt bei August Bagel in Düsseldorf.

Die „Wiener Zeitung" schreibt in ihrer Nr. 114 vom 17. Mai 1889:

Karl von Perfall.

„Vornehme Geister", Roman in zwei Bänden. **„Die Langsteiner"**, Roman in zwei Bänden. **„Ein Verhältniß"**, Roman. **„Wanda"**, Schauspiel in fünf Acten von Karl von Perfall. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

So schwer es ist, durch die culturellen Herrlichkeiten des modernen Salons zur Natur vorzudringen, so schwer ist es auch, in den Gestalten desselben auf den Menschen zu kommen. In der besonderen Geschicklichkeit, diese Schwierigkeit zu überwinden, besteht das Talent des Herrn von Perfall. (Karl Freiherr von Perfall, ein Münchener von Geburt, ist Leiter des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung". Er ist ein Kritiker, der es ernst mit der Kunst meint und seinem Berufe mit Geist und Herz obliegt, der allen literarischen und künstlerischen Erscheinungen mit Wärme entgegenkommt und weniger selber glänzen als fördern will.) Er ist ein aufrichtiger Schriftsteller, er giebt nicht, was des Kleides ist, für Wesen, noch kunstreiche Larven für Gesichtszüge aus. Seinen Stoff bezieht er aus Lebenssphären, in denen Alles scheinbar vergeistigt, zart und duftig ist, das ist ihm Rohmaterial, aus diesem erst arbeitet er das Ideal heraus, welches in Wahrheit von Geist und Empfindung belebt ist. Die trügerische Fülle des Vielfachen, Verwickelten löst sich unter seiner Feder in ein Einfaches auf, und dieses erst wird zum Träger reichhaltigen Lebens. Er beginnt mit dem Schön-Weltlichen, welches die Sinne einnimmt, und endigt mit dem Schön-Menschlichen, welches die Seele erfreut. Seine Gestalten treten modegerecht auf, es sind Maskenzüge, wie sie eben über die Bühne des Lebens gehen, aber sie verlassen den Schauplatz, in welchen der Autor sie bannt, nicht eher, bis sie sagten, wer und was sie an sich selber sind. In dieser Contrastwirkung besteht der eigenthümliche Effect der Perfall'schen Romane und Novellen. Nach der einen Richtung ist er der kundige Salonmensch, der gewiegte Diplomat, der gewandte Geschmackskünstler in rein decorativen Dingen, nach der anderen Richtung hin ist er der durchdringende Menschenkenner, der Psycholog, der Philosoph, der welt- und zeitüberlegene Satiriker. Doch ist nichts von moderner Philosophie in ihm; er ist frei vom Widerspruchsgeiste, frei vom Pessimismus und jenem absoluten Verneinen, welches auf greisenhafte Weltmüdigkeit schließen läßt. Herr von Perfall versteht sich auf den Weltgenuß wie der Künstler, der ihn erst zubereitet. Die Welt, wie sie ist, macht ihn nicht zornig, noch verdrießlich, aber ungeduldig wie der bewölkte Himmel den Astronomen. Die tolle, finstere Welt hat für ihn Schätze von Einsichten,

ewigen Gesetzen, entzückenden Wahrheiten, und herzlich willkommen ist ihm die Gelegenheit, hinter das Gewölk zu kommen, um sie voll und ganz zu empfangen. Er liebt die Menschen, so wenig er sich auch an ihnen zu erbauen scheint. Sieht er wo eine Spur von Echtheit, nur ein Ungefähr von schöner Menschlichkeit, so ist er mit der ganzen Seele da, und er nimmt's in die Phantasie und zieht es groß zum Bilde, zum künstlerischen Ereignisse. Er ist insoweit idealistisch, als sich bei ihm bedeutende Züge, die in der Welt der Erfahrungen zerstreut vorkommen, zu einem seelisch Ganzen zusammenfinden. Dagegen ist der Gebrauch, den er von den Fehlern und Thorheiten der Menschheit macht, ein ganz anderer. Nicht daß sie gemildert erscheinen (denn dazu ist Herr von Perfall viel zu wenig sentimental), sie erscheinen nur als die Kehrseite von jenen Vorzügen und Tugenden, die er gerade zu schildern sich vorgenommen. Um seiner selbst willen hat das Schlechte, Niedere für ihn keinen schriftstellerischen Werth; die Beziehung nur auf ein gegebenes Gute bestimmt ihn dazu, es zu zeichnen. Das ist Künstlerart; man kann da unmöglich die Gegenwart eines harmonischen Gemüthes verkennen, welches mit wohlthuender Ruhe die Bewegungen seiner phantasievollen Welt beherrscht. Die obengenannten sechs Bücher geben sämmtlich Zeugniß dafür.

„Vornehme Geister". Das ist ein Roman, welcher vom Geiste der Ironie getragen, gleichzeitig aber vom Geiste der Humanität belebt ist. Bevor die Gestalten hier einander handelnd durchdringen, tragen sie eine Binde um die Augen; sie kennen sich nach dem, was sie in einer Welt des gebildeten Scheines vorstellen. Gemalte Grazien kokettiren miteinander; Reichthum, Wissen, Stellung, vortheilhaftes Aeußere, schöne Worte, Geschicklichkeiten aller Art irrlichtern gegenseitig und machen sich ein Meer von Strahlen vor, in welchem falsche von richtigen Ansichten, gegründete von ungegründeten Hoffnungen, Phantome von Idealen sich nicht unterscheiden können. Hier sieht man einen Edlen — und es ist ein Schlangengeist, ein Egoist; hier einen Schwärmenden, Hastenden, Verwirrten — und es ist ein Mensch, der Wahrheit sucht; dort eine Unglückliche, die auf Abwege gerathen sein sollte — und es ist ein ideales Wesen, das die reinste Lebenshöhe hinanklimmt. Was da scheint, ist nicht, und was da ist, das scheint nicht; eine Welt von Widersprüchen, hervorgerufen von lauter harmonischen, lauter gebildeten Leuten, die, nachdem sie ihre Figuren ausgespielt haben, vom Verfasser in Situationen gebracht werden, in denen sie anfangen, Menschen zu sein, die nicht bloß miteinander „verkehren", sondern ineinander processiren. Die Natur hat dann das Wort, das Herz findet sich zum Herzen, der Geist zum Geiste, die Heuchelei fällt in ihr schönes Nichts zurück, und indem die Gestalten einander erkennen, erkennen sie zugleich sich selbst. Das ist der Gedankengang im Romane „Vornehme Geister", der in der Hauptsache von den Charakteren Doctor Staff, Hertinger, Baron Hallstadt, Margarethe und Bertha getragen wird.

Diese Gestalten sind Typen und keine Ausnahmsmenschen. In der Wirklichkeit kommen sie in unzähligen Varianten, nur nicht so ausgeprägt, nicht so unvermengt mit anderweitigen, irreführenden Eigenschaften vor. Es ist das besondere Verdienst des Verfassers, von dem Vorrechte der Kunst, die Wirklichkeit wiederzugeben, ohne sie zu wiederholen, den vollsten Gebrauch zu machen.

„Die Langsteiner". Das ist ein Roman, der nicht bloß den Salon, sondern den offenen Markt des Lebens zum Schauplatze hat, und insoweit ist er ein gar lauterer Spiegel unserer Zeit. Gemeinheit, Hochsinn, Raffinement, Naivetät, Speculation, Schwindel, Wahrhaftigkeit, Glück, Verdienst — sämmtliche Elemente der sittlichen Lebensgestaltung greifen hier processual ineinander, mit sicherer Hand von einem Geiste geleitet, der die Welt versteht, in allen Formen zu Hause ist, aber in ihnen nicht befangen bleibt. Auch hier sind Gestalten — vom einfachen Brauer Kratzer bis zum schwindelnden Banquier Habicht, vom beschränkten Landrichter bis hinauf zum genialen Manne der Feder Sturm, von der speculirenden Beatrix bis zur idealangehauchten naiven Auguste — Typen moderner Menschlichkeit, die das, was sie sind, durch sich selber sind, ohne Beziehung auf ein sociales, nationales oder gar confessionelles Princip, durch welches man heutzutage gewohnt ist, die Menschen zu classificiren und zu beurtheilen. Herr von Perfall hält sich fern von allen Schemen moderner Menschenschätzung. Der Pulsschlag der Natur ist ihm Maßstab genug für die Höhe oder Niedrigkeit des Individuums, die sittliche Ader allein entscheidet bei ihm über den Grad der Menschenwürde eines Charakters. Selten hat sich ein Schriftsteller über die philosophischen Behelfe und Krücken seiner Zeit erhoben wie Herr von Perfall im vorliegenden Romane. Die Charaktere sind Schöpfungen vom Grunde aus. Nichts Dunkles, nichts von jenen heimlich-unheimlichen Voraussetzungen, die heutzutage den Bedürfnissen und Leidenschaften zur sogenannten Basis dienen, finden sich bei den zahlreichen Gestalten der „Langsteiner" vor. Sie sind klar von der ersten bis zur letzten Note. Man sieht ihr Werden und begreift ihr Sein — Shakespeare'sche Menschen: die Factoren der Cultur gehen sammt und sonders durch die Feuerprobe der Naturgesetze.

Was den specifisch erotischen Roman „Ein Verhältniß" anbetrifft, so möchten wir unserem Urtheile eine Bemerkung voranschicken: Es giebt Schriftsteller, welche die Wirklichkeit umgehen, in der Meinung, streng idealistisch zu sein. Unfähig, die Dinge, wie sie sind, aufzunehmen, sie mit dem Geiste zu durchdringen und zu läutern, machen sie es sich bequemer: sie erdichten Vollkommenheiten, sie geben vom Schönen und Sittlichen, womit sie so zart und zimperlich thun, fertige Formen und beleben sie nach einem Schema der Aesthetik oder höheren Psychologie, im Wahne, dem Idealismus das Wort gesprochen zu haben. Dann aber giebt es Schriftsteller, welche mit dem ganzen Gehalte ihres idealen Denkens und Empfindens mitten durch die Wirklichkeit hindurchgehen, ob

sie einen Himmel oder eine Hölle, ein Paradies oder eine Wildniß darstellt. Sie gehen den Weg zum Schönen, und der Weg selbst ist Ihnen Kunst. Sie ergreifen die Gestalten, wie sie sie finden, und führen sie in einen Läuterungsproceß ein, bis sie ihr Innerstes erreichen und ans Licht bringen. Scheinbar gehüllt in die Staubsphären der Erde, scheinbar verwickelt in die Probleme der poesielosen Wirklichkeit, ähnlichen sie auf den ersten Blick jenen Schriftstellern, welche im Naturalismus befangen sind, scheinen sie der Schule eines — Zola zu huldigen. Speciell in dem Romane „Ein Verhältniß" könnte man, irregeführt von leicht zu fassenden Vorurtheilen, Herrn von Perfall des crassen Naturalismus beschuldigen, aber wie hoch steht er über dieser neuen Richtung dichterischer Sinnlichkeit! Drei Frauengestalten sind's, die hier unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die eine, Nöttle, ist die Tugend selbst, sie hat glücklich geheirathet, ihr Herzensfrieden wird von keinem Wölkchen umschattet, sie bleibt jeder Versuchung, der sie vielleicht nicht widerstehen könnte, fern, hat auch sonst keine Kämpfe, bis auf die leichten Widerwärtigkeiten, wie sie das Leben bringt, zu bestehen, und insoweit ist auch unser Interesse an ihr bald erschöpft. Die andere Gestalt, Fräulein Rieder, ist eine Tiefgefallene, eine Courtisane, eine Dame aus der Nacht- oder Halbwelt. Auch sie hat keine Kämpfe mehr zu bestehen, denn sie ist total der Versuchung unterlegen; ihr Gewissen ist todt, todt jede edlere Regung der Reue; sie spottet der Ehe, spottet der Liebe, ein lustiger, lachender, in blendende Schönheit gehüllter Jammer, der uns so lange interessirt, als die strafende Hand des Schicksals sich noch nicht zum entscheidenden Schlage erhebt. Die dritte weibliche Gestalt ist — eine Liebende, ein Mädchen, das in der Sommersonnenwende des Lebens steht, keine Zeit zu verlieren hat und mit dem ganzen Ungestüm hervorbrechender Leidenschaft einem Manne sich voreilig hingiebt, noch bevor sie die Gewißheit erlangt, daß er sie auch heirathen werde. Sie lebt mit ihm in wilder Ehe, denn Bertram ist ein Egoist, der Pflichten nicht gern übernimmt; er liebt Caroline nur, insoweit er sie genießt, sie glücklich zu machen, das kommt ihm nicht in den Sinn. Aber ihr Sinn steht danach. Ihr voreiliger Schritt, der sie vor ihrem eigenen Gewissen zur Sünderin und vor der Welt auf gleiche Stufe mit der Courtisane Rieder bringt, entzündet in ihr die gewaltige Sehnsucht, das lockere „Verhältniß" in ein sittliches Ehebündniß zu verwandeln. Aber je mehr sie danach strebt, um so weiter sieht sie sich dem Ziele entrückt. Hier beginnt der große Kampf zwischen dem Selbstgefühle weiblicher Tugend und der unaufhaltsamen Leidenschaft. Da sieht man Seelenzüge sich entwickeln, die unter anderen Umständen nicht so ergreifend, nicht so erhebend zu Tage treten würden. Dieselbe Sünde, die für Caroline die Quelle namenloser Demüthigungen vor sich und den Menschen geworden, wird gleichzeitig zum Anlasse und Anfange der Entfaltung von Vorzügen, die sie hoch über Nöttle, über jede unangefochtene Tugendhafte stellen. Die von Seite des Verfassers mit ungewöhnlicher Kunstweisheit

geknüpften Beziehungen der Heldin zu ihrer Umgebung ergeben überall die große Wahrheit von der Macht des sittlichen Gefühles über die Leidenschaft, vom Siege der Liebe über die ihr verwandten, aber blinden Begierden. Aus dem Herzblute, das in der Versuchung vergossen wird, blüht die Auferstehung des geläuterten Herzens. Genannter Roman ist geradezu im christlichen Geiste geschrieben, und aus diesem Grunde ist er über allen Naturalismus, der derlei Anschauungen nicht kennt, weit erhaben.

Wir würden kein volles Bild vom Talente des Herrn von Perfall haben, wenn wir nicht auch seines fünfactigen Schauspieles „Wanda“ gedächten, eines grundoriginellen Bühnenwerkes, welches im Düsseldorfer Stadttheater mit großem Erfolge aufgeführt wurde. Es ist nicht unsere Sache, das Drama vom bühnentechnischen Standpunkte zu beurtheilen, wir haben nur auf den Geist zu sehen, und so sei denn bemerkt, daß es derselbe Geist ist, dem wir in den neueren Romanen und Novellen des Autors begegnen. Der Mensch wird hier aus den Widersprüchen des Lebens, nachdem er arg in dieselben verwickelt worden war, erhoben und erhält seinen Platz in der sittlichen Freiheit, wo alle Fäden, die das Herz von Glück, Liebe und Frieden traumhaft und unter fortwährenden Störungen spinnt, sich endlich zusammenfinden und zum festen Lebensknoten erstarken. In „Wanda“ wird das sittliche Feingefühl des Weibes, dem alle Mittel und jede Gelegenheit geboten wird, sich in das sinnliche Genußleben zu verlieren, in so mächtige Gegensätze zu demselben gebracht, daß es schließlich doch siegreich aus dem Kampfe hervorgeht. An dem schwindelnden Rande des Abgrunds geht Wanda einen sicheren Schritt, und diese Sicherheit hat sie nicht an den Stützen dieser Welt, sondern in ihrem inneren moralischen Halt. Von Scene zu Scene tritt dieser immer mehr hervor, wetteifernd mit den Grazien ihrer äußeren Schönheit, bis er in der großen Scene des vierten Actes allein die Herrschaft des erhebenden Eindruckes ausübt. In Ansehung der Sprache der Leidenschaft, der Führung der Handlung, welche in fortschreitenden Seelenprocessen besteht, erfüllt der Autor die wesentlichsten Anforderungen, welche die dramatische Poesie an den Dichter stellt. Hoffentlich wird uns der Verfasser noch Gelegenheit genug bieten, an den Erscheinungen seiner idealen Welt, die mit dem fortschreitenden Leben reichhaltiger zu werden verspricht, ästhetisch wie philosophisch uns zu erheben.

J. R. Ehrlich.